

# NORDEUROPA *forum*

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT UND KULTUR • NEUE FOLGE

**Katharina Pohl** | Saamische Ethnopolitik  
zwischen Primordialismus  
und Instrumentalismus

**Meike Stommer** | Zwischen Skepsis und  
Annäherung. Island und  
die Europäischen Union

**Jochen Hille** | Better than Europe  
Eurosceptical self-descriptions  
in Norway and Switzerland

2 | 2007

**Herausgeber:** Bernd Henningsen, Thorsten Nybom, Stephan Michael Schröder, Reinhold Wulff

**Chefredakteur:** Jan Hecker-Stampehl

**Chef vom Dienst:** Johannes Freund

**Redaktion:** Izabela Dahl, Krister Hanne, Juliane Kläring, Hendriette Kliemann-Geisinger, Marie Krüger, Carsten Schymik, Tommi Vollmann, Antje Wischmann.

**Wissenschaftliche Mitarbeit:** Sten Berglund (Örebro/Berlin), Norbert Götz (Stockholm/Greifswald), Jörg Hackmann (Greifswald), Paul D. Holtom (Glamorgan), Helge Høibraaten (Trondheim/Berlin), Uffe Jakobsen (Kopenhagen), Ella Johansson (Lund/Stockholm), Einhart Lorenz (Oslo), András Masát (Berlin/Budapest), Henrik Meinander (Helsinki), Kazimierz Musial (Gdansk), Klaus Petersen (Odense), Jan Rüdiger (Berlin), Mai-Brith Schartau (Stockholm), Henrik Stenius (Helsinki), Øystein Sørensen (Oslo), Stefan Troebst (Leipzig), Ralph Tuchtenhagen (Hamburg), Gert-Rüdiger Wegmarshaus (Tartu), Henry Werner (Berlin), Uffe Østergaard (Kopenhagen/Aarhus)

Die *Neue Folge* erscheint zweimal jährlich in elektronischer Form auf dem edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin und hat einen Umfang von etwa 100 Seiten. Redaktionssitz ist am Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin. Ein internationaler wissenschaftlicher Beirat unterstützt die Redaktion bei der Auswahl und Bewertung der Beiträge. Über die Veröffentlichung von Manuskripten entscheiden Herausgeber und Redaktion auf der Grundlage eines externen Gutachtens in einem anonymisierten Verfahren. Für unverlangt eingesandte Manuskripte können wir leider keine Haftung übernehmen.

The *Neue Folge (New Edition)* appears twice yearly in electronic form on the edoc-Server of the Humboldt-Universität zu Berlin and has an extent of 100 pages. The editorialship is based at the Nordeuropa-Institut of the Humboldt-Universität zu Berlin. An international scientific committee supports the editors with the selection and evaluation of contributions. The decision to publish manuscripts is made by the publisher and the editors upon the basis of external expert opinion in an anonymous procedure. We are unfortunately not able to take any responsibility for non-commissioned manuscripts sent to us.

---

## **NORDEUROPAforum**

Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

17. Jahrgang (10. der N.F.)

ISSN 1863-639X

**Redaktionsanschrift:** NORDEUROPAforum, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, Telefon: +49 (30) 20 93-53 96, Fax: +49 (30) 20 93-53 25, E-Mail: [Nordeuropaforum@rz.hu-berlin.de](mailto:Nordeuropaforum@rz.hu-berlin.de) oder [Johannes.Freund@staff.hu-berlin.de](mailto:Johannes.Freund@staff.hu-berlin.de)

**Homepage:** [www.nordeuropaforum.de](http://www.nordeuropaforum.de)

## INHALTSVERZEICHNIS

---

### BEITRÄGE

*Katharina Pohl*

- „Es lebe alles, was saamisch ist“  
Saamische Ethnopolitik zwischen Primordialismus und Instrumentalismus 7

*Meike Stommer*

- Zwischen Skepsis und Annäherung  
Island und die Europäischen Union 29

*Jochen Hille*

- Better than Europe  
Euroceptical self-descriptions in Norway and Switzerland 57

### REZENSIONEN

*Henry Werner)*

- Jessica Lindvert:  
Ihålig arbetsmarknadspolitik? Organisering och legitimitet igår och idag. 73

*Sephan Michael Schröder*

- Niels Finn Christiansen et al. (eds):  
The Nordic Model of Welfare – a Historical Reappraisal. 75

*Thomas Riis*

- Martin Klatt:  
Fra modspil til medspil? Grænseoverskridende samarbejde i Sønderjylland /  
Schleswig 1945–2005. 80

*Frank Möller*

- Olav F. Knudsen (ed.):  
Security Strategies, Power Disparity and Identity: The Baltic Sea Region. 83

*Krister Hanne*

- Marko Lehti und David J. Smith (Hgg.):  
Post-Cold War Identity Politics. Northern and Baltic Experiences. 87

<i>Krister Hanne</i>	
Frank Möller und Samu Pehkonen (Hgg.): Encountering the North. Cultural Geography, International Relations and Northern Landscapes.	91
<i>Steen Bo Frandsen</i>	
Rasmus Glenthøj: På fædrelandets alter. National identitet og patriotisme hos det danske borgerskab 1807–1814.	94
<i>Antje Wischmann</i>	
Kjell Å. Modéer (red.): Grændse som skiller ej! Kontakter över Öresund under 1900-talet.	98
<i>Jørgen Kühl</i>	
Knud Romer: Wer blinzelt, hat Angst vor dem Tod.	101
<i>Lill-Ann Körber</i>	
Niels Kayser Nielsen: Body, Sport and Society in Norden. Essays in Cultural History.	105
<i>Clemens Maier</i>	
Jörg Zägel (in Zusammenarbeit mit Reiner Steinweg): Vergangenheitsdiskurse in der Ostseeregion. Band 1: Auseinandersetzungen in den nordischen Staaten über Krieg, Völkermord, Diktatur, Besatzung und Vertreibung.	108
<i>Jörg Hackmann</i>	
David Feest: Zwangskollektivierung im Baltikum. Die Sowjetisierung des estnischen Dorfes 1944–1953.	111

## ANNOTATIONEN

<i>Izabela Dahl</i>	
Sven Radowitz: Schweden und das „Dritte Reich“ 1939–1945. Die deutsch-schwedischen Beziehungen im Schatten des Zweiten Weltkrieges.	114

<i>Krister Hanne</i>	
Leena-Kaarina Williams:	
Zur Konstruktion einer Region. Die Entstehung der Ostseekooperation zwischen 1988 und 1992.	115
<i>Bernd Henningsen</i>	
Klas Åmark:	
Hundra år av välfärdsolitik. Välfärdsstatens framväxt i Norge och Sverige.	117
<i>Johannes Freund</i>	
Gunnela Björk:	
Olof Palme och medierna.	118
<i>Carsten Wilms</i>	
Cornelius Hasselblatt:	
Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.	120
<i>Friederike Kramer</i>	
Inken Dose, Katrin Hecker und Ulrike Schulz (Hgg.):	
Vorbildfunktion vs. Entsorgungspädagogik? Schulpolitik und Bildung in Skandinavien und Deutschland.	122
<i>Karsten Brüggemann</i>	
Norbert Götz, Jörg Hackmann und Jan Hecker-Stampehl (Hgg.):	
Die Ordnung des Raums. Mentale Landkarten in der Ostseeregion.	123



# BEITRÄGE



„Es lebe alles, was saamisch ist“\*

## Saamische Ethnopolitik zwischen Primordialismus und Instrumentalismus

*Katharina Pohl*

### **Zusammenfassung**

Die Wirkungsweise ethnischer Aktivierung sowie verschiedene Konzeptionen von Ethnizität werden am Beispiel der Saami in Norwegen diskutiert. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Ethnizität eine von politischen Akteuren konstruierte und ausgehandelte soziale Organisationsform ist, die in verschiedenen Kontexten aktiviert werden kann. Gleichzeitig liegt die Bindungskraft von Ethnizität darin begründet, dass sie von ethnopolitischen Akteuren als eine elementare Komponente innerhalb einer Gemeinschaft dargestellt wird. Daher lassen sich weder instrumentalistische noch primordialistische Ansätze zur Erklärung ethnischer Aktivierung widerlegen. Lediglich ihre Kombination in Form einer konstruktivistischen Sichtweise erlaubt es, Prozesse der Selbst- und Fremdzuschreibung in die Analyse ethnisch orientierter Identitätsformation einzubinden.

### **Summary**

The way ethnic activation is put into practise is presented within different conceptions of ethnicity and illustrated by the Saami in Norway. The basic theoretical assumption followed here is that ethnicity serves as a means of social organisation which is constantly being re-constructed and negotiated by ethnopolitical actors. It can be activated and therefore instrumentalised in different contexts. At the same time, the power of ethnicity is strongly influenced by the fact that it is often presented by ethnopolitical actors as an elementary component within a society. Because of this, both primordial and instrumentalist approaches explaining ethnic activation prove to be valuable. However, only a constructivist approach allows for including the analysis of processes of self-ascription and ascription by others in the analysis of ethnically-oriented identity formation.

---

*Katharina Pohl studiert Skandinavistik, Europäische Ethnologie und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2003/2004 erhielt sie ein Stipendium des Norges Forskningsråd für einen Studienaufenthalt an der Universität in Tromsø.*

## Einleitung

Entgegen den Erwartungen von Wissenschaftlern wie Max Weber hat der Begriff der Ethnizität im Verlauf des 20. Jahrhunderts trotz verstärkter Industrialisierung und Demokratisierung (bzw. trotz sozioökonomischen und technologischen Fortschritts) keineswegs an Bedeutung verloren. Im Gegenteil: Zahlreiche Konflikte, deren Basis scheinbar ethnische Gegensätze sind, aber auch die Reaktivierung ethnischer Bindungen prägen heute eine Vielzahl politischer Prozesse und Auseinandersetzungen. Auch wenn die Zielsetzungen ethnonationalistischer<sup>1</sup> Bewegungen durchaus variieren mögen, liegt ihnen doch allen das Verständnis von Ethnizität als grundlegendem sozialen Organisationsprinzip zugrunde.

Ethnische Aktivierung ist an sich nichts Negatives. Sie kann etwa in „gemischten“ Gesellschaften durchaus als eine tragfähige und insofern auch positive Basis des eigenen Selbstverständnisses dienen; sie kann Geborgenheit und Sicherheit bieten. Die Konstruktion eines Selbstbildes hat jedoch zugleich immer auch weiterreichende Folgen. Sie führt zu einem Diskurs der Ab- und Ausgrenzung, der „die Klassifikation des Anderen“<sup>2</sup> einschließt. Damit entsteht immer auch ein konfliktförderndes Potenzial, das seine Brisanz vor allem aus den zum Teil disparaten Machtverhältnissen der verschiedenen ethnischen Gruppen bezieht.

In diesem Aufsatz möchte ich zunächst verschiedene Konzepte von Ethnizität kritisch analysieren und dann untersuchen, ob und in welcher Weise diese Konzepte Anwendung in der saamischen Ethnopolitik nach 1945 finden – die Analyse der saamischen Ethnopolitik dient somit als illustrierendes Fallbeispiel. Gleichzeitig möchte ich mich der Frage nähern, ob diese wissenschaftlichen Konzepte einer Überprüfung bzw. Anwendung in der Praxis standhalten. Die Frage nach der Funktion und Wirkungsweise von ethnopolitischer Mobilisierung (und Ethnizität im Allgemeinen) werde ich im Schlussteil mit der Einführung eines weiteren Konzeptes von Ethnizität, der konstruk-

\* „Leve alt som hører til det samiske“ Bjørklund, Ivar: *Sápmi – en nasjon blir til*. Tromsø 2000, 29.

<sup>1</sup> Antje Helmerich definiert diesen Begriff in ihrem Artikel „Ethnonationalismus und das politische Potential nationalistischer Bewegungen“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 39 (2004), 19–24 wie folgt: „Ideologie von Völkern, die sich als staatenlose Nation begreifen, aber auf die Bildung eines eigenen Nationalstaates abzielen und dies durch tatsächliche oder angebliche ethnisch-kulturelle ‚Besonderheiten‘ begründen.“

<sup>2</sup> Helmerich 2004, wie Fußnote 1, 20.

tivistischen Sichtweise, zumindest ansatzweise beantworten. Diesem Konzept folgend, werde ich mich dann mit der Frage beschäftigen, wessen Kultur durch die Saami-Aktivisten bewahrt wird und bewahrt werden kann. Abschließend möchte ich zur Problematik des Ethnonationalismus zurückkehren und einige Überlegungen zur Gefahr dieses „Trend[s] zur ethnischen Dramatisierung“<sup>3</sup> anstellen.

Ziel dieses Aufsatzes ist es, einen kurzen Überblick über Aspekte der saamischen Ethnopolitik zu geben und diesen durch verschiedene Fallbeispiele zu illustrieren. Ich stütze mich dabei im Wesentlichen auf den gegenwärtigen Forschungsstand, um auf dieser Basis eine neue Interpretation vorzustellen. Das Augenmerk meiner Untersuchung richtet sich ausschließlich auf Norwegen, da die durch Norwegisierung und die darauf folgende Reaktivierung ethnischer Bindungen außergewöhnliche Dynamik der ethnopolitischen Mobilisierung dort besonders anschaulich zum Ausdruck kommt. Ein interessanter Ansatz für weitere Forschung wäre sicherlich eine Befragung der beteiligten saamischen Aktivisten in Norwegen, die wichtige, ergänzende Aspekte der Identitätskonstruktion beleuchten würde.

## **Der Diskurs über Ethnizität zwischen Primordialismus und Instrumentalismus**

### *Primordialismus: Ethnizität vom frühesten Ursprung her*

Die Grundidee des Primordialismus, die von Anthropologen wie zum Beispiel Clifford Geertz vertreten wird, basiert auf der Idee, ethnische Gruppen als „natural units of history“<sup>4</sup> zu definieren. Sie entwickelte sich aus der soziobiologischen Annahme, Ethnizität sei eine Erweiterung von Verwandtschaft – Geertz verwendet hier den Ausdruck der angeborenen „quasi-kinship“<sup>5</sup>. Ethnizität wird somit zum Träger einer fundamentalen Gruppenidentität, deren Bedeutung die aller anderen sozialen Bindungen übersteigt.

Die soziologische Idee, die auf diesem Denken basiert, ist stark von der Annahme geprägt, dass Ethnizität durch so genannte *givens* (Prägungen) bestimmt wird, die alle Angehörigen einer ethnischen Gruppe teilen. Diese Prägungen erzeugen einen starken Zusammenhalt in der Gruppe, da durch sie eine gemeinsame Identität geschaffen wird.

<sup>3</sup> Offe, Claus: *Tunnel am Ende des Lichts*. Frankfurt am Main 1994, 146.

<sup>4</sup> Smith, Anthony: *The ethnic origin of nations*. Oxford 1986, 12.

<sup>5</sup> Geertz, Clifford: *The interpretation of cultures*. New York 1973, 261.

Die Fundamente, auf denen diese *givens* beruhen und somit Ethnizität konstituieren, sind angenommene Blutsbande, Rasse (hier im Sinne von gemeinsamen physischen Merkmalen), Sprache, Religion, Brauchtum und die Topographie des Geburtsortes.<sup>6</sup> Alle diese Elemente verbindet, so jedenfalls die Annahme der Primordialisten, die Tatsache, dass sie uns angeboren erscheinen und deswegen das Individuum keine Entscheidungen treffen kann, ob es den vorgegebenen inneren „Richtlinien“ folgen will oder nicht. Es sind genau diese Eigenschaften der Prägungen, die sie primordial und damit fundamental machen. Gleichzeitig entzieht diese Eigenschaft den *givens* auch ihre Historizität – sie sind in einer dunklen Vergangenheit angesiedelt und auch nicht durch Zeit veränderbar, sondern statisch und fixiert.

Die psychischen Voraussetzungen, die durch die *givens* geschaffen werden, sind in dem nicht-rationalen Fundament unserer Persönlichkeit verwurzelt und dominieren deswegen unsere Selbstwahrnehmung.<sup>7</sup> Diese Dominanz gibt ihnen eine Kraft, die die Wirkungsmacht anderer Identitäten und sozialer Bindungen übersteigt, indem sie den unbewussten Reiz spiritueller und als natürlich angenommener Anziehungskraft instrumentalisiert. Deswegen sind, dem Primordialismus folgend, Konflikte, die auf Ethnizität (und damit auf den Prägungen) beruhen, unvermeidlich. Ethnische Konflikte haben die Menschheit immer geteilt und werden dies immer tun. Interaktion zwischen verschiedenen Ethnien ist daher nur in einem bestimmten Maße möglich.

Clifford Geertz betont darüber hinaus, dass die primordialen *givens* in ihrer Wichtigkeit von Individuum zu Individuum und zu verschiedenen Zeiten oder in verschiedenen Situationen durchaus variieren können. Auch können bestimmte *givens* für bestimmte Gesellschaften oder Individuen wichtiger sein, während andere eher weniger betont werden.

Hier lässt sich auch die Kritik am Primordialismus ansetzen: Befragt man Menschen zu ihrer ethnischen Identität, lässt sich oftmals feststellen, dass diese entweder nicht deutlich zuzuordnen ist (Individuen fühlen sich mehreren ethnischen Gruppen zugehörig, halten sich für hybrid), oder die ethnische Identität erscheint den Menschen eher zweitrangig, tritt hinter andere Identitäten zurück (z. B. gegenüber Religion, Klassenzu-

<sup>6</sup> Siehe Smith 1986, wie Fußnote 4, 12.

<sup>7</sup> Vgl. Cornell, Stephen und Douglas Hartmann: *Ethnicity and Race. Making Identities in a Changing World*. London 1998, 52.

gehörigkeit, sozialem Milieu oder Geschlecht).<sup>8</sup> Zwar ist z. B. Religion eines der Elemente, die als primordial und somit als die ethnische Identität konstituierend angenommen werden, doch stimmen religiöse Identitäten nicht zwangsläufig mit ethnischen überein. Insofern lässt sich unmöglich bestimmen, welche von beiden als fundamental im Menschen verankert angesehen werden muss. Die Beispiele von Konflikten, in denen zum Beispiel Klassenzugehörigkeit oder Geschlecht eine entscheidende Rolle als Aktivator einer bestimmten Identität gespielt haben, zeigen, dass die Wichtigkeit und die Bedeutung von Ethnizität nicht statisch als grundlegender Faktor der Konstruktion von Gruppenidentität angesehen werden kann.<sup>9</sup> Ethnizität liegt keinesfalls *allen* Gruppenformationsprozessen zu Grunde. Genau diese Tatsache kann der Primordialismus nicht erklären.

Ein weiterer Aspekt, der von Kritikern des Primordialismus oftmals angeführt wird, ist die Tatsache, dass ein solcher Ansatz nicht in der Lage sei, Änderungen oder Variationen ethnischer Zugehörigkeit plausibel zu begründen. Der norwegische Ethnologe Fredrik Barth führt in diesem Zusammenhang das Beispiel der Pathan in Afghanistan an, die ihre Pathan-Identität dauerhaft ablegen, um die der Baluch anzunehmen und dieser Gruppe anzugehören.<sup>10</sup>

Dieses Beispiel lässt vermuten, dass die vom Primordialismus als grundlegend verankerten und statischen Elemente der ethnischen Identität weniger konstant und fixiert sind als angenommen. Vielmehr muss man sich die Frage stellen, inwieweit lediglich der Anschein geweckt wird, die *givens* hätten primordialen Charakter.

### *Instrumentalismus: Ethnizität als Folge von Kampf und Konflikt*

Das instrumentalistische Konzept lehnt nicht grundsätzlich die Bedeutung ethnischer Bindungen ab. Es sieht jedoch die Motivation für einen Bezug auf diese Bindungen nicht in dem Bedürfnis, sich mit Angehörigen einer *quasi-kinship* aufgrund bestimmter *givens* zu solidarisieren, sondern geht davon aus, dass ethnische Identität immer dann mobilisiert wird, wenn Nutzen daraus gezogen werden kann. Entweder wird dadurch der eigene Zugang zu sozialen, politischen und/oder materiellen Ressourcen ermög-

<sup>8</sup> Ebd., 50.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Siehe Barth, Fredrik: „Introduction“. In: Fredrik Barth (Hg.): *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Cultural Differences*. Oslo 1969, 9–38, hier: 15.

licht oder es werden andere Individuen, die zu einer rivalisierenden Gruppe gehören, von eben diesen Ressourcen fern gehalten. Gleichzeitig können ethnische Grenzen dann wieder ignoriert werden, wenn dadurch ein höherer Gewinn zu erzielen ist oder andere Faktoren über die Verteilung von Ressourcen entscheiden.<sup>11</sup>

Die so entstehende Flexibilität der Gruppenbildung bedeutet jedoch nicht, dass die ethnischen Bindungen für Anhänger der instrumentalistischen Schule zwangsläufig oberflächlicher Natur sein müssen: „Where ethnic allegiance is in individuals' own best interests, intense feelings will be attached to it“<sup>12</sup>. Genauso wenig lässt sich von vornherein bestimmen, welche Interessen durch welche Art von Identitäts-Management und -Mobilisierung am besten zu verwirklichen sind. Da deswegen ethnische Identität nur im Wechselspiel mit und als Antwort auf Umstände und Kontexte, in denen sich Individuen und Gruppen befinden, determiniert wird, sind diese Identitäten variabel und flexibel in Form, Beliebtheit und Funktion. Was sie gemein haben, ist jedoch die vom Nützlichkeitsdenken geprägte Anpassung an den Kontext, der die Lebensrealität der betroffenen Gruppen verändert. Die Frage, die die am Instrumentalismus orientierte Forschung in den letzten 30 Jahren angetrieben hat, war und ist deswegen, welche Faktoren zu der Aktivierung ethnischer Identität führen und in welchen sozialen Kontexten diese auftritt.<sup>13</sup>

In gewisser Weise hat bereits Max Weber diese Frage thematisiert, als er über das Phänomen der „sozialen Schließung“ reflektierte. Mit diesem Begriff beschreibt er einen Prozess, in dem eine Gruppe ein leicht identifizierbares, d. h. visuell sofort erfassbares, Merkmal einer anderen Gruppe als Vorwand nutzt, um diese vom Zugang zu begrenzten Ressourcen auszuschließen.<sup>14</sup>

Der Hauptunterschied der instrumentalistischen Theorie zum Primordialismus liegt also darin, Identitäten (und deren Instrumentalisierung) in einem sozialen und/oder historischen Kontext zu verankern, der sich dauernd verändern kann und deswegen flexible Reaktionen verlangt. Primordiale Prägungen hingegen gewinnen ihre Bedeutung gerade durch ihren starren, ahistorischen Charakter. Dieser bedingt soziale Situa-

<sup>11</sup> Cornell und Hartmann 1998, wie Fußnote 7, 58.

<sup>12</sup> Patterson, Orlando: *Ethnic Chauvinism: The Reactionary Impulse*. New York 1977, 116.

<sup>13</sup> Cornell und Hartmann 1998, wie Fußnote 7, 58.

<sup>14</sup> Zum Begriff der sozialen Schließung siehe Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Herausgegeben von Johannes Winkelmann. Tübingen 1980.

tionen eher, als dass er durch diese bestimmt werden würde, wie das bei der ethnischen Identität aus instrumentalistischer Sicht der Fall ist.<sup>15</sup> Durch seine Analyse der Strukturen von Macht und Ungleichheiten, die oftmals ökonomischer Natur sind und die Aktivierung ethnischer Gruppen begünstigen, leistet der Instrumentalismus einen wichtigen Beitrag zur Untersuchung der weiterhin existierenden starken Bindungskraft von Ethnizität.

Die Schwächen des Instrumentalismus liegen in seinem utilitaristischen Hauptargument. Viele ethnische Konflikte lassen sich zwar mithilfe instrumentalistischer Konzepte von ökonomischer Konkurrenz und Dominanz erklären, aber an unterschiedlichen Fällen, wie der separatistischen Bewegung in Quebec oder den interethnischen Konflikten im ehemaligen Jugoslawien, scheitert der utilitaristische Ansatz, da er seine (in den beiden oben genannten Fällen nicht zutreffende) Kraft auch aus der Vorannahme bezieht, ethnische Bindungen resultierten vor allem aus den ungleichen ökonomischen Machtverhältnissen in deutlich stratifizierten sozialen Systemen.<sup>16</sup>

Ein weiteres Problem des Instrumentalismus ist, dass diese Theorie davon ausgeht, Ethnizität beruhe einzig und allein auf externen Faktoren, auf gesellschaftlichen, meist ökonomischen, Kräften. Ethnizität, oder genauer gesagt ethnopolitische Aktivierung, wird so von Anhängern der instrumentalistischen Schule lediglich als Symptom für andere gesellschaftliche Phänomene oder als „Mittel zum Zweck“, das der politischen Mobilisierung dient, gesehen. Besteht aber die externe Motivation zur ethnischen Mobilisierung nicht, müsste es eigentlich zur Assimilation ethnischer Gruppen kommen. Dass dies nicht der Fall ist, lässt sich empirisch anhand der Erfahrungen und Urteile ethnopolitischer Akteure deutlich nachweisen: Für sie determinieren ethnische Grenzen nach wie vor soziale Interaktion. Gleichzeitig liefert der Instrumentalismus keinen plausiblen Erklärungsansatz dafür, warum gerade ethnische Bindungen die Menschen zu mobilisieren vermögen. Wenn ethnische Identitäten lediglich „vorgeschobene Erklärungen“ für wahre ökonomische oder politische Konflikte sind, warum werden sie von vielen Gruppen als Identifikationsquelle vorgezogen? Diese unbeantwortete Frage zeigt, dass der instrumentalistische Ansatz offenbar der Beantwortung der Frage nach der besonderen Attraktion ethnischer Identität nicht vollständig gerecht wird.

<sup>15</sup> Vgl. Cornell und Hartmann 1998, wie Fußnote 7, 68.

<sup>16</sup> Siehe ebd., 65.

## Akteure und Tendenzen der saamischen Ethnopolitik nach 1945

### *Die Entstehung der ethnopolitischen Bewegung*

In seinem Aufsatz „Å gjenreise urfolkenes kulturelle identitet“ stellt Ole Henrik Magga, ehemaliger Präsident des saamischen Parlaments *Sameting* in Norwegen, die rhetorisch zu verstehende Frage: „Wir haben trotz allem doch nur *ein* saamisches Volk?“<sup>17</sup> Diese Aussage steht stellvertretend für Maggas ganzen Aufsatz, in dem er die Idee einer saamischen Nation verteidigt und ihre Wichtigkeit für die saamische Bevölkerung Nordskandinaviens unterstreicht. Dabei geht er vor allem darauf ein, dass der „rote Faden“ der saamischen Ethnopolitik die Idee von der Einheit des saamischen Volkes gewesen sei. Weiter konstatiert Magga, dass die Zugehörigkeit zu einem Volk und zu einer Kultur für alle Menschen grundlegend und die kulturelle Identität anderen Identitäten, zum Beispiel einer durch eine bestimmte Klassenzugehörigkeit determinierten, an Wichtigkeit überlegen sei. Diese von ihm angeführten Argumente lassen sich eindeutig als in einer primordial argumentierenden Tradition stehend bezeichnen. Sie betonen die „natürlich“ gegebenen *givens*, die die Saami angeblich zu einer ahistorisch fundierten „Schicksalsgemeinschaft“ vereinen. Sie blenden die Möglichkeit sozialer Konstruktion von Ethnizität aus. Darüber hinaus beschwört Magga mit seinem Ausspruch „Wir haben trotz allem doch nur *ein* saamisches Volk?“ eine scheinbare Homogenität der Gruppe. Sie wird durch ein „gemeinsames Selbstverständnis und eine geteilte Zukunftsvision“<sup>18</sup> bestimmt und untermauert damit die Ansprüche der Minderheit.

Ähnlich wie der oben zitierte Magga argumentierten ab den sechziger Jahren die Aktivistinnen des Reichsverbandes der norwegischen Saami, *Norgga Samiid Riikasearvi* (*Norske Saamers Riksforbund*, NSR), die vor allem Fragen von Landrecht und Ressourcenmanagement in ihr politisches Programm aufnahmen und diese Aspekte der breiteren Öffentlichkeit zur Diskussion vorlegten. Diese Entwicklung, die auf eine lange Zeit der Diskriminierung und Stigmatisierung der Saami, auch als Norwegisierung be-

<sup>17</sup> „Vi har jo tross alt bare *ett* samisk folk?“ Magga, Ole Henrik: „Å gjenreise urfolkenes kulturelle identitet“. In: Terje Brantenberg und Janne Hansen (Hgg.): *Becoming visible. Indigenous Politics and Self-Government*. (<http://www.sami.uit.no/girji/innh-02.htm>, 16.3.07). Eigene Hervorhebung.

<sup>18</sup> Toivanen, Reetta: *Minderheitenrechte als Ressource? Die Sorben in Deutschland und die Saamen in Finnland*. Hamburg 2001, 137.

zeichnet, folgte, wurde durch Veränderungen ermöglicht, die das Ende des Zweiten Weltkriegs mit sich gebracht hatte: Zum einen engagierte sich Norwegen in den neu gegründeten Vereinten Nationen und war dort an der Ausarbeitung der Menschenrechtscharta beteiligt. Diese enthielt Grundsätze, die aufgrund der Benachteiligung der Saami im eigenen Land nicht umgesetzt worden waren. Die norwegische Regierung geriet somit unter moralischen Druck, die Situation der „eigenen“ Urbevölkerung verbessern zu müssen. Zum anderen begann Ende der vierziger Jahre eine Phase des ökonomischen Wiederaufbaus in Norwegen. Allerdings profitierten nicht alle Regionen des Landes in gleichem Maße von dieser Entwicklung: Besonders Nordnorwegen, genau die Region, in der viele Saami traditionellerweise beheimatet sind, konnte dem allgemeinen positiven Trend nicht folgen. Damit wurde der ganzen Gesellschaft vor Augen geführt, dass die Probleme der Bewohner der nördlichen Peripherie in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext gelöst werden mussten.<sup>19</sup>

Mit dieser Motivation begann zunächst eine kleine Gruppe von Saami, die meist intellektuellen Kreisen angehörten, Forderungen nach dem Fortbestand der Saami als kultureller Einheit zu stellen.<sup>20</sup> Besonders rückten dabei die primordial konnotierten *givens* ins Blickfeld, die zu Zeiten sozialdarwinistischer und späterer sozialdemokratischer Einheitsideologie (der sozialdemokratische Gedanke der Gesellschaftssolidarität – „samfunnssolidaritet“ – und dem nationalen Zusammenhalt – „nasjonal samhold“) besonders rigoros von der norwegischen Mehrheitsbevölkerung stigmatisiert und unterdrückt worden waren: die saamische Sprache, Kultur im allgemeinen, das Gefühl geographischer Zugehörigkeit und schließlich in Folge von Stigmatisierung und Herabsetzung der eigenen Kultur auch das, was man als „kollektiven Selbstrespekt“ bezeichnen könnte.<sup>21</sup> Der NSR nahm auf diese Bedürfnisse Bezug, indem er etwa bald nach seiner Gründung damit begann, Forderungen nach eigenen saamischen Symbolen (Nationalflagge, -hymne und -feiertag) zu unterstützen. Die zugrundeliegende Idee war, dass alle Saami, gewissermaßen schon seit Urzeiten, eine Einheit formen, die durch gemeinsame Sprache, Kultur und Geschichte zusammengehalten

<sup>19</sup> Siehe Eidheim, Harald: *Aspects of the Lappish Minority Situation*. Oslo 1971, 43.

<sup>20</sup> Vgl. Eidheim, Harald: „On the Organisation of Knowledge in Sami Ethno-Politics“. (<http://www.iut.no/ssweb/dok/series/n02/en/106eidhh.htm>, 16.03.07).

<sup>21</sup> Vgl. Drivenes, Einar-Arne und Regnor Jernsletten: „Det gjenstridige Nord-Norge. Religiøs, politisk og etnisk mobilisering 1850–1990“. In: Einar-Arne Drivenes u. a. (Hgg.): *Nordnorsk kulturhistorie*. Bd. 1, Oslo 1994, 236–280 u. 260–261.

werde.<sup>22</sup> Bei der Definition dieser Einheit erschien es besonders wirksam, alte Traditionen, die in der Gegenwart eigentlich eher „ethnographische Darstellung denn lebendige Kultur“<sup>23</sup> waren, zu rekonstruieren, zu revitalisieren und als „echt“ und „ursprünglich“ darzustellen. Durch diesen Mechanismus war es möglich, eine scheinbar Jahrtausende alte Identität zu beschwören und die Kraft der Ursprünglichkeit zu sakralisieren. Die innere Struktur der Gruppe wurde umgedeutet und in einen nationalen Kontext gestellt: Durch die Instrumentalisierung von affirmativen Merkmalen wie Sprache, Kultur und Mentalität wurden primordiale *givens* definiert, die die saamische Nation konstituieren.<sup>24</sup> Eindeutig zeigen sich hier, ebenso wie Magga, in dem vom NSR verwendeten Konzept deutlich ethnonationalistische Argumentationsstrukturen.

### *Die Rolle der Rentierzüchter als Vertreter einer genuin saamischen Kultur*

Eine besondere Rolle in diesem Prozess der Rehabilitierung saamischer Kultur spielten diejenigen Saami, die ihren Lebensunterhalt mit der Rentierzucht verdienten. Dies wurde besonders während des Konfliktes um den Alta-Staudamm virulent. Das Projekt, das ursprünglich ein saamisches Dorf und einige Wanderrouen der Rentiere unter Wasser setzen sollte, führte zu einer Radikalisierung der Saami-Bewegung, die sich auf explizit saamische kulturelle Marker bezog und sich damit wesentlich deutlicher als bisher von der Mehrheitsgesellschaft abgrenzte. Die Bedrohung der Interessen der Rentierbesitzer wurde zu einer Bedrohung der kollektiven saamischen Identität umfunktioniert.

In diesem Prozess der ethnischen Inkorporation herrschte kaum Zweifel darüber, wer die Saami waren und was es bedeutete, sich als Saami in der modernen Welt zu bewegen: Die Rentierzüchter wurden zu Repräsentanten der saamischen Kultur, die die angeblich uralten Traditionen der harmonischen Verbindung zwischen Mensch und Natur aktiv lebten – „Inevitably, the pastoralists are standard-bearers for many other (self-identifying) Saami“<sup>25</sup>. Die postulierten Mentalitätsunterschiede zwischen Minderheit

<sup>22</sup> Vgl. Berg, Bård: „Forestillingen om en samisk nasjon“. In: Ders. und Einar Niemi (Hgg.): *Fortidsfortellinger. Bruk og misbruk av nordnorsk historie*. Tromsø 2004 (= *Speculum Boreale*; 4), 5–13.

<sup>23</sup> Toivanen 2001, wie Fußnote 18, 125.

<sup>24</sup> Ebd., 123.

<sup>25</sup> Paine, Robert: *Dam a River, Damn a People? Saami (Lapp) Livelihood and the Alta/Kautokeino Hydro-Electric Project and the Norwegian Parliament*. Copenhagen 1982, 72.

und Mehrheitsgesellschaft, die sich auch auf einen scheinbar toleranteren und natürlicheren (d. h. naturbezogeneren) Lebensstil der Saami beriefen, dienten ebenfalls dazu, einen deutlichen Kontrast zwischen dem Eigenen und dem Fremden herzustellen und so die eigene Existenz und Bedeutung weiter zu legitimieren.<sup>26</sup>

In scharfen Kontrast zum emblematischen Bild des von der Rentierzucht und im Einklang mit der Natur lebenden Saami stand die norwegische Mehrheitsgesellschaft, deren Lebensweise als natürlicher Gegenpol zu der saamischen stilisiert und deren staatliche Vertreter zu Feinden der saamischen Kultur erklärt wurden. Von ihnen galt es sich so deutlich wie möglich abzugrenzen. Diese Einstellung ergibt sich aus der Tatsache, dass es bei der eigenen Identitätskonstruktion immer auch um ein Wechselspiel zwischen dem Eigenen und dem Fremden geht, die sich gegenseitig formen und bedingen. Die Ideologisierung des Fremden beeinflusst hierbei in hohem Maße die Konstruktion des Eigenen.

Ein weiteres Argument im Abgrenzungsprozess lautete, die norwegische Mehrheitsgesellschaft habe den Saami eine nationale Identität aufgezwungen, die weniger primordial war als die für ursprünglicher gehaltene saamische. Durch das Festhalten an einem Konzept der *bounded culture*<sup>27</sup> erscheint es als unausweichliche Tatsache, dass die Saami wieder zu ihrer „ursprünglichen“ ethnischen Identität (und zu einem „Urzustand“ ihrer Kultur) zurückkehren müssen, die sich deutlich von der der norwegischen Bevölkerung unterscheidet. Es ist deswegen nicht verwunderlich, dass oftmals auf das Bild des Rentierzüchters als genuinem Vertreter der saamischen Kultur zurückgegriffen wurde: Obwohl die Rentierzucht und -haltung erst seit wenigen Jahrhunderten Bestandteil der saamischen Berufswelt ist, ist es doch diejenige Beschäftigung, die sich am deutlichsten von den vorherrschenden stereotypen nordnorwegischen Berufsbildern (Fischer und Bauer) unterscheidet. Darüber hinaus ist in Norwegen die Rentierzucht ein Privileg der saamischen Bevölkerung. Rentierzucht ist deswegen besonders gut geeignet, um eine eigenständige ethnische Identität zu transportieren.

Nicht nur die gerade besprochene Gruppenkonstruktion der saamischen intellektuellen Aktivisten, sondern auch die Reaktion der norwegischen Mehrheitsgesellschaft auf die

<sup>26</sup> Vgl. Toivanen 2001, wie Fußnote 18, 136.

<sup>27</sup> Dieser Begriff bezieht sich auf die klassische, ethnologische Definition einer weitgehend homogen und statisch vorgestellten Kultur, wobei besonders der Gedanke der internen Kohärenz eine zentrale Stellung einnimmt.

entstehenden Forderungen der Saami lassen sich entlang primordialistischer Argumentationslinien verfolgen: Das 1978 verabschiedete Gesetz über die Rentierhaltung, *Lov om reindrift*, trifft gleich im ersten bzw. im dritten Paragraphen folgende, für die Minderheitenproblematik wichtige Aussagen: „Die Rentierhaltung soll als wichtiger Bestandteil der saamischen Kultur bewahrt werden.“ „Nur Personen saamischer Abstammung, die in Norwegen beheimatet sind, sollen das Recht haben, Rentierhaltung zu betreiben [...]“.<sup>28</sup>

Diese Gesetzestexte geben eine generelle Tendenz der norwegischen Wahrnehmung wieder: Für die norwegische Gesellschaft und für die nationalen Politiker war die Rentierzucht lange Zeit der einzige authentische Ausdruck saamischer Kultur: „A common conception that Saami have special skills as herders and that pastoral Saami constitute a ‚cultural elite‘ as well as being the most ‚typical‘ or ‚genuine‘ Saami, is recognized in Norwegian law.“<sup>29</sup>

Aufgrund dieser Sonderstellung der Rentierzüchter war es den saamischen Akteuren möglich, bestimmte Interessen, die sich vor allem auf ihre ökonomische Situation bezogen, mit Hilfe des „Vehikels“ ihrer saamischen Identität gegenüber dem norwegischen Staat zu äußern. Da die Rentierzucht als zentral für die saamische Kultur angesehen wurde, konnte diese, einer instrumentalistischen Argumentationsweise folgend, dazu verwendet werden, ökonomische Interessen besser zu verteidigen. Dies trifft deswegen in besonderem Maße zu, weil sich der norwegische Staat durch eigenes und internationales Recht dazu verpflichtet hatte, die ökonomischen und kulturellen Interessen der indigenen Völker zu schützen. Politisch gesehen war es für den Staat deswegen problematisch, Forderungen zu ignorieren, die mit Bezug auf saamische Kultur gestellt wurden.<sup>30</sup>

<sup>28</sup> „Reindriften skal bevares som et viktig grunnlag for samisk kultur.“ „Bare personer av samisk ætt som er bosatt i Norge, har rett til å inneha reinmerke eller driftsenhet [...]“ (<http://www.lovdatab.no/all/hl-19780609-049.html>, 28.03.07).

<sup>29</sup> Vgl. Brantenberg, Odd Terje: „The Alta-Kautokeino Conflict: Saami Reindeer Herding and Ethnopolitics“. In: Jens Brøsted (Hg.): *Native Power. The Quest for Autonomy and Nationhood of Indigenous Peoples*. Oslo 1985, 23–48, hier 33.

<sup>30</sup> Ebd., 34.

### *Innersaamische Konflikte*

Am Anfang des 20. Jahrhunderts waren es vor allem Lehrer, die sich öffentlich gegen die Diskriminierung durch den norwegischen Staat und die norwegische Gesellschaft wehrten. Bei der Mehrheitsgesellschaft stießen sie dabei auf harsche Ablehnung. Aber auch der saamischen Bevölkerung waren diese Bemühungen nicht immer willkommen: Harald Eidheim beschreibt in seinem 1971 erschienenen Werk *Aspects of the Lappish Minority Situation*, wie Jahrzehnte lange Diskriminierung saamischer Ethnizität dazu führte, dass diese als stigmatisiert und stigmatisierend galt. So hielt man die saamische Sprache für rückständig, während Norwegisch als Schlüssel zu einer besseren Zukunft gesehen wurde. Hier zeigt sich eindeutig das Ergebnis des Drucks der Norwegisierung, dem vor allem ältere Saami-Generationen ausgesetzt waren: Aus Angst vor Sanktionen und aufgrund der Überzeugung, Erfolg im norwegischen Wohlfahrtsstaat könne nur mit Hilfe einer norwegischen Identität erlangt werden<sup>31</sup>, verleugneten sie ihre bereits stigmatisierte ethnische Identität und lehnten auch das ethnopolitische Engagement der ersten saamischen Aktivisten ab. Viele Saami verurteilten das Engagement des NSR während des Staudamm-Konfliktes, da sie sich in ihrer norwegischen Identität angegriffen fühlten.<sup>32</sup>

Die aus dieser Einstellung resultierende Frage für die Allgemeingültigkeit des primordialistischen Ansatzes lautet deswegen: Wie kann von einer primordialen, d. h. natürlich gegebenen und nicht wählbaren ethnischen Identität ausgegangen werden, wenn offenbar Saami ab Beginn des 20. Jahrhunderts ihre saamische Identität verschwiegen und sie zu Gunsten einer norwegischen ablehnten? Dass dies für eine große Anzahl von Saami gilt, zeigt Harald Eidheim anschaulich im Kapitel „When ethnic identity is a social stigma“<sup>33</sup>. Gleichgültig, aus welchen Gründen die saamische Identität nicht mehr im Zentrum des eigenen Selbstbildes steht, konstatiert auch Reetta Toivanen: „Tatsächlich sehen sich viele potentielle Minderheitenangehörige gar nicht primär als Träger einer spezifischen nationalen Minderheitenidentität, sie leben unproblematisch in zwei Kulturen“<sup>34</sup>.

<sup>31</sup> Ebd., 26.

<sup>32</sup> Vgl. Eidheim 1971, wie Fußnote 19, 42.

<sup>33</sup> Ebd., 50–67.

<sup>34</sup> Toivanen 2001, wie Fußnote 18, 153.

*Der Alta-Konflikt als Beispiel divergierender saamischer Interessen*

Da seit Mitte der siebziger Jahre nach Gründung des *World Council of Indigenous Peoples* (WCIP) 1975 die Weltöffentlichkeit stärker auf die Belange der Urbevölkerungen aufmerksam gemacht wurde, erhielt die scheinbare Verletzung indigener Rechte durch den Bau des Alta-Staudammes mehr Aufmerksamkeit als je zuvor. Obwohl der Staudamm trotz eines medienwirksamen Besuches einer Saami-Delegation beim Papst gebaut wurde, zogen vor allem die Rentierzüchter erheblichen Nutzen aus den scheinbar ethnopolitisch motivierten Protesten. Die norwegische Regierung setzte in der Folgezeit verschiedene Komitees ein, die die rechtliche Stellung der Saami in Norwegen überprüften und zu dem Ergebnis kamen, dass diese weder nationale noch internationale Regelungen erfüllt.

Im Allgemeinen lässt sich also sagen, dass in bestimmten Kontexten (so zum Beispiel im Konfliktfall zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit) der strategische Rückgriff auf ethnische Kategorien durchaus Erfolg zeigen kann, wenn die im Minderheitenschutz vorausgesetzten Prinzipien von Homogenität und Einheit innerhalb der Minderheit erfüllt werden:

Deshalb müssen die Minderheiten zu kompakten, zu ‚richtigen‘ Volksgruppen werden, mit einer eigenen Sprache und Kultur, um öffentliche Förderung zu empfangen. Je mehr sie sich von der Mehrheit unterscheiden, desto besser werden sie ihre Existenz legitimieren können.<sup>35</sup>

Einen weiteren Schwachpunkt der primordialistischen Theorie und gleichzeitig in der Argumentation vieler Saami-Aktivisten enthüllt die Tatsache, dass die Saami, trotz der Teilerfolge beim Staudamm-Bau, entlang bestimmter Identifikationslinien gespalten blieben. So werden gemeinhin diejenigen Saami als repräsentativ und als Kulturträger des Saamischen bezeichnet, die ihren Lebensunterhalt mit der Rentierzucht verdienen. Auch die norwegischen Autoritäten stellten, als sie in den siebziger Jahren begannen, sich mit der Minderheitenproblematik im eigenen Land kritisch auseinander zu setzen, die Rentierzucht ins konstituierende Zentrum der saamischen Kultur, so zum Beispiel im 1978 verabschiedeten *Lov om reindrift*. Der Alta-Konflikt enthüllte jedoch erneut, dass dies nur eine unvollständige Spiegelung des Spektrums saamischer Existenz war. Außer den ins Zentrum des Interesses gerückten Rentiersaami, die sich als Vertreter al-

<sup>35</sup> Ebd., 156.

ler Saami sahen, existieren durchaus noch andere saamische Gruppen, deren Lebensgrundlage traditionell nicht die Rentiere, sondern Ackerbau und Fischerei darstellten. Diese unterschiedliche wirtschaftliche Spezialisierung der Saami entwickelte sich bereits im 16. Jahrhundert als Reaktion auf veränderte ökonomische Grundbedingungen, sie gehört insofern auch zur „ursprünglichen saamischen Identität“.<sup>36</sup>

Aufgrund der unterschiedlichen Priorisierung der Landnutzung hatten in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg die Auseinandersetzungen über Landnutzungsrechte zugenommen. Im Zuge der Proteste gegen den Staudamm befürchteten viele Seesaami, die Rentiersaami würden versuchen, einen alleinigen Anspruch auf das Land durchzusetzen. Abgesehen von möglichen wirtschaftlichen Folgen führte die Fokussierung auf die Rentierzucht als wesentlichem saamischen ethnischen Marker auch zu einem Dilemma bezüglich der Selbstidentifikation der Seesaami. Daraus ergaben sich Ressentiments gegenüber der saamischen Ethnopolitik: „[I]f this is what Saminess is, we are not Saami“<sup>37</sup>. Im Gegensatz zu den Vertretern des NSR, die den Bau des Staudamms als Beweis dafür sahen, dass ihre Stimme bei politischen Entscheidungen ignoriert würde, fühlten sich die Mitglieder des 1979 gegründeten Landesverbandes der Saami (*Samenes Landsforbund*, SLF)<sup>38</sup>, die oftmals Seesaami waren, als Nutznießer eines der demokratischsten Staaten der Welt. Sie unterstützten daher das Staudamm-Projekt, während sie gleichzeitig die zivilen Protestaktionen des NSR auf das Schärfste verurteilten. Aus diesem Konflikt lässt sich schließen, dass es nicht nur darum ging, wer die Saami repräsentieren durfte, sondern auch darum festzulegen, was als repräsentativ für saamische Interessen gelten konnte.<sup>39</sup>

Das Bild einer deutlich abgrenzbaren saamischen Kultur, von dem die Saamibewegung ausging und das zugleich ein deutlich primordialistisch geprägtes Konzept von ethnischer Identität verdeutlicht, erhält bei näherer Betrachtung des saamischen politischen Milieus also schnell Risse: Der Alta-Konflikt zeigt nicht nur das politische Potenzial und die politische Sprengkraft, die der Saamenbewegung in den achtziger Jahren innewohnte, sondern beweist auch, dass diese Bewegung gespalten war (und immer noch ist). Nachdem sich führende Aktivisten des NSR im Jahr 1979 geweigert hatten, am Bankett anlässlich des 75. Geburtstages von König Olav teilzunehmen – was ei-

<sup>36</sup> Vgl. Aarseth, Bjørn: *Samene igår og idag*. Tromsø 1986, 3.

<sup>37</sup> Brantenberg 1985, wie Fußnote 29, 34.

<sup>38</sup> Zur Entstehung des SLF siehe den folgenden Absatz.

<sup>39</sup> Siehe Brantenberg 1985, wie Fußnote 29, 35.

nem handfesten Skandal gleich kam –, trat eine nicht geringe Zahl von Saami aus dem NSR aus. Die Dissidenten beurteilten den NSR als zu radikal eingestellt und gründeten eine eigene, ihrer Meinung nach moderatere, Organisation, den *Samenes Landsforbund* (SLF).<sup>40</sup> Sie verurteilten u. a. den vermeintlichen Loyalitätsbruch gegenüber dem König, den sie als gemeinsamen König von Saami und Norwegern akzeptierten. Terje Brantenberg zitiert die grundlegenden Prämissen des SLF folgendermaßen: „to remain citizens in the mother country Norway on an equal basis“ und „to share land and water with the other inhabitants of the country“<sup>41</sup>.

Diese Einstellung gegenüber dem Staatsoberhaupt und dem norwegischen Staat im Allgemeinen verrät ein Verständnis von ethnischer Zugehörigkeit, das multiple Identitäten und Loyalitäten zulässt, anstatt sie, wie es der primordialistische Ansatz tut, kategorisch auszuschließen. Offensichtlich scheint es möglich, sich als Saami und Norweger zu begreifen und keiner der beiden Identitäten einen Sonderstatus einzuräumen. In der Forschung zum Postmodernismus ist dieses Phänomen ausführlich untersucht und unter dem treffenden Stichwort Hybridität firmiert worden.<sup>42</sup> Da es das Konzept einer geschlossenen Kultur in Frage stellt, passt diese Vorstellung besonders gut in diesen Kontext.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass im Falle des Konfliktes zwischen See- und Rentiersaami keineswegs die ethnische Identität im Vordergrund stand, sondern eine Identität, die sich vor allem aus der beruflichen Spezialisierung der Akteure speist. Folgt man aber den Prinzipien des Primordialismus, ist eine solche Konstellation eigentlich prinzipiell unmöglich. Nach primordialer Theorie müsste es immer die ethnische Bindung sein, die bei Konflikten im Vordergrund steht. Für die Vertreter des SLF war es jedoch der norwegische Staat, der die Interessen der Saami am besten zu sichern in der Lage war. Insofern stellt sich zwangsläufig die Frage, was die SLF-Aktivisten als konstituierend für die saamische Identität ansahen und ob sie überhaupt auf die Revitalisierung einer separaten Kultur drängten. Auch diese Tendenz schwächt den primordialen Ansatz.

<sup>40</sup> Siehe Thuen, Trond: *Quest for Equity. Norway and the Saami Challenge*. St. John's 1995, 110.

<sup>41</sup> Brantenberg 1985, wie Fußnote 29, 27.

<sup>42</sup> Hall, Stuart: „Kulturelle Identität und Globalisierung“. In: Karl H. Hörning und Rainer Winter (Hgg.): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*. Frankfurt am Main 1999, 393–441.

Abschließend möchte ich hervorheben, dass der primordiale Ansatz zwar die Strategien der dominierenden Saamenbewegung um den NSR zu erklären vermag. Im inner-saamischen Kontext scheitert er jedoch daran, dass zwar der Anschein von Kohärenz und Uniformität erweckt werden soll, dieses Resultat aber nur teilweise erreicht wird. Die Interaktion mit der norwegischen Mehrheitsgesellschaft hat im Laufe der Jahrhunderte vielmehr verschiedene Konzepte des individuellen Identitätsmanagements hervorgebracht. Diese Uneinigkeit kann aber durchaus positive Effekte zeitigen und neue Chancen eröffnen:

By opening for conflicts over the interpretation of ethnicity, the Alta-Kautokeino issue has allowed for the organization of diversity of Saami identity. As we have seen, this implies new themes, new personnel and new contexts for ethnicity, and in consequence, for a rapidly changing and expanding ethnopolitical field.<sup>43</sup>

Die Konzepte, die zu dieser neuen Vielfalt beigetragen haben, scheinen sich auf den ersten Blick durch gewisse utilitaristische Prinzipien aktivieren zu lassen: Gerade die massive Instrumentalisierung saamischer ethnischer Identität im Alta-Konflikt legt den Verdacht nahe, diese Aktivierung sei auch, wenn nicht sogar vor allem, als Folge kollektiver wirtschaftlicher Interessen entstanden.

### **Ethnische Akteure als Sand im theoretischen Getriebe?**

Fredrik Barth argumentiert in seinem 1969 erschienenen Buch *Ethnic Groups and Boundaries*, ethnische Identität würde sich aus dem Wechselspiel von *self-ascription* und *ascription by others* ergeben. Sie erhalte damit einen stetig flexiblen, sich dem Kontext anpassenden und somit konstruktivistischen Charakter.<sup>44</sup> Beide Konzepte – Instrumentalismus durch die Abhängigkeit von und die Anpassung an bestimmte Situationen und Kontexte sowie Primordialismus durch die angenommene Bedeutung von fixierten Selbst- und/oder Fremdzuschreibungen – würden damit eine Schlüsselrolle für die Konstituierung von Ethnizität spielen. Darüber hinaus macht der von Barth vertretene konstruktivistische Ansatz die gemeinsamen Schwächen der beiden anderen Konzepte deutlich und versucht, diese positiv umzusetzen: Primordialismus wie Instrumentalismus berücksichtigen den Aspekt der Reziprozität bei der Konstruktion von ethnischer Identität kaum oder gar nicht. Es ist aber – um ein Beispiel zu nennen –

<sup>43</sup> Brantenberg 1985, wie Fußnote 29, 44.

<sup>44</sup> Siehe Barth 1969, wie Fußnote 10, 10.

nicht ausreichend, dass die Saami sich aufgrund bestimmter kultureller Merkmale als Saami sehen, etwa um bestimmte Vorteile zu erlangen. Genauso wichtig ist auch, dass ihre Umwelt diese Selbstzuschreibung akzeptiert. Mit anderen Worten: Es sind oftmals die äußeren Umstände, die ethnische Identität formen, nicht allein die ethnopolitischen Akteure. Diese nutzen lediglich diejenigen Identitäten, die ihnen eine bestimmte Situation zur Verfügung stellt. Da Ethnizität zwischen Gruppen und nicht innerhalb von Gruppen existiert, ist sie also vor allem ein Werkzeug der Abgrenzung und keine der Gruppe inhärente Tatsache.<sup>45</sup>

Trotzdem aber soll der Anteil der Akteure nicht übersehen werden. Die Akteure haben durchaus die Möglichkeit, auf durch den Kontext bestimmte Umstände variabel und auf eine ihnen eigene Weise zu reagieren: „Ethnic communities participate in their own construction and reproduction in many different ways.“<sup>46</sup> Der äußerst variable Charakter ethnischer Identität trägt keineswegs dazu bei, ihre Bedeutung zu schwächen, im Gegenteil: „The power of ethnicity and race lies in the significance we attach to them, both to our own racial or ethnic identities and to the identities of others“<sup>47</sup>.

Für die Saami bedeutet dies, dass sie sich in der Konstruktion ihrer ethnischen Identität innerhalb von bestimmten Bereichen bewegen, die nicht nur durch von ihnen bestimmte und utilitaristisch konnotierte Grenzen bestimmt werden, sondern auch durch äußere Faktoren. Die Mehrheitsgesellschaft bestimmt in gleichem Maße mit, welche Argumente innerhalb der ethnopolitischen Bewegung verwendet werden dürfen und welche nicht.<sup>48</sup> Als Beispiel kann man hier die zentrale Rolle der Rentierzüchter innerhalb der saamischen Kultur anführen. In der norwegischen Öffentlichkeit und auch in Gesetzen wie dem *Lov om reindrift* gilt die Rentierzucht als essentiell für die saamische Kultur. Man muss sich daher die Frage stellen, ob die Saami überhaupt eine realistische Möglichkeit besitzen, einen alternativen Entwurf ihrer ethnischen Identität zu präsentieren, wenn diese Prämissen für die Akzeptanz einer saamischen Identität festgelegt sind. Gleichzeitig ist allerdings die Art und Weise, wie sie den von außen an sie herangetra-

<sup>45</sup> Hylland-Eriksen, Thomas: „Ethnic identity, national identity and intergroup conflict: The significance of personal experiences“. In: Richard D. Ashmore (Hg.): *Social identity, intergroup conflict, and conflict reduction*. Oxford 2001, 42–70, hier 45.

<sup>46</sup> Cornell und Hartmann 1998, wie Fußnote 7, 79.

<sup>47</sup> Ebd., 101.

<sup>48</sup> Siehe Toivanen 2001, wie Fußnote 18, 123.

genen Erwartungen gerecht werden, keineswegs von vornherein festgelegt. Diese Bedingungen zeigen, dass die Konstruktion von Ethnizität keine einseitige Angelegenheit ist, wie man aufgrund des primordialistischen bzw. des instrumentalistischen Ansatzes vermuten könnte: Ethnische Identität speist sich auch aus konfligierenden Selbst- und Fremdbildern.

Fasst man den Inhalt dieser Ausführungen zusammen, bestätigen sich paradoxerweise zwei sich widersprechende Aussagen: Zum einen lässt sich der von der klassischen Ethnologie postulierte Anspruch einer einheitlichen und in sich geschlossenen Kulturgemeinschaft widerlegen. Die vorhandenen Interessengemeinschaften innerhalb der Saami sind zu unterschiedlich, um glaubhaft „ein Volk“ repräsentieren zu können. Gleichzeitig verlangt der Umgang mit der Mehrheitsgesellschaft offenbar die Konstruktion einer einheitlichen Kultur und eines nationalisierenden Diskurses. Deswegen wird von den Saami oftmals auf das stereotypisierende Bild der Saami als Rentierzüchter zurückgegriffen – nicht weil dieses Bild unbedingt der Realität entsprechen würde, sondern weil sich durch dieses einheitliche Bild im Kontakt mit der Mehrheitsgesellschaft ein größerer Erfolg erzielen lässt.

Das durch diese Voraussetzungen geschaffene Dilemma lässt sich am Besten durch die Verwendung eines konstruktivistischen Ansatzes verdeutlichen, der sowohl Argumentationsstrukturen der Aktivisten in seine Analyse mit einbezieht als auch den durch den Kontakt und auch die Abhängigkeit von der Mehrheitsgesellschaft geformten Kontext mit berücksichtigt. Gleichzeitig ist es für eine wissenschaftliche Untersuchung ethno-politischer Phänomene unerlässlich, den instrumentalisierenden Konstruktionscharakter, der diesem Ansatz, wie der Name es schon andeutet, zugrunde liegt, deutlich in das Zentrum einer jeden Analyse zu rücken.

Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass nicht nur ethnopolitische Akteure ein essentialistisches Kulturkonzept verwenden und instrumentalisieren, sondern dass diese Tendenz durchaus auch in Kreisen zu beobachten ist, die zwar nicht der jeweiligen Minderheit angehören, sich aber als deren Sympathisanten sehen. Im saamischen Kontext gibt es so z. B. zahlreiche deutsche Ethnologen, die sich mit der Minderheit beschäftigt haben und zu dem Ergebnis gekommen sind, die saamische Kultur müsste sich modernen Einflüssen entziehen, um überleben zu können. So stellt zum Beispiel die Ethnologin Sabine Rogowski in ihrem Aufsatz „Land ist Leben“ (sic!) die folgende Behauptung auf:

Das nomadische Leben der Saami beruht auf eben diesem saisonalen Ortswechsel ihrer Rentiere. Und das hat sich bis heute im Prinzip nicht verändert, auch wenn nun Motorschlitten, Helikopter und Eisenbahnwaggons beim regelmäßigen Ortswechsel eine wichtige Rolle spielen.<sup>49</sup>

Im Verlauf ihres Aufsatzes verurteilt sie darüber hinaus den Tourismus, der auch durch saamische Veranstalter betrieben wird, sowie allgemein die um sich greifende Modernisierung, gegen die sich die Saami nicht wehren könnten. Abschließend stellt sie fest, dass diese Faktoren eine Bedrohung für „die saamische Kultur“ darstellen und somit „die saamische Identität“ gefährden würden. Ähnlich argumentiert der Ethnologe Winfried Dallmann, der das enge Verhältnis zu der die Saami umgebenden Natur durch die Auswirkungen der „norwegischen Raubwirtschaft“<sup>50</sup> gefährdet sieht. Zu fragen wäre – um es pointiert auszudrücken –, ob es sich hierbei nicht um einen Rassismus mit „umgekehrten Vorzeichen“ handelt, da den Saami offenbar die Fähigkeit abgesprochen wird, sich in der modernen Welt zurechtzufinden.

Die oben genannten Ansätze haben gemein, dass sie die saamische Kultur als eigenständiges Phänomen betrachten, deren Eigenart bewahrt werden und somit vor äußeren, modernen und deswegen schädlichen, Einflüssen geschützt werden muss. Betrachtet man diese Gedankengänge genauer, fällt auf, dass die Angehörigen der jeweiligen Gruppe nicht als Individuen angesehen werden, sondern lediglich als Repräsentanten ihrer Kultur. Gleichzeitig existiert so etwas wie eine romantische Sehnsucht nach dem „Reinen“ und „Unverfälschten“ wenn es um den Umgang mit indigener Kultur geht. Möglicher kultureller Einfluss, der durch den Kontakt mit der Mehrheitsgesellschaft entsteht, erscheint deswegen als ein Übel, das es zu vermeiden gilt.

Insgesamt scheint dieser vom Multikulturalismus geprägte Ansatz nicht überzeugend, da er zu stark auf die Unterschiede zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen verweist, anstatt sich über deren Gemeinsamkeiten und aber auch die innere Vielfalt jeder Gruppe bewusst zu werden. Als Ergebnis dieses Prozesses wird dann, oftmals sicherlich mit guten Absichten, der Gegensatz zwischen diesen Gruppen weiter verfestigt, anstatt Kommunikation zwischen den als relativ geschlossenen aufgefassten „Kulturen“ zu fördern. Das Resultat solcher Entwicklungen ist selbstverständ-

<sup>49</sup> Rogowski, Sabine: „Land ist Leben“. In: *Robin Wood Magazin* 1 (1999), 20–32, hier 20.

<sup>50</sup> Dallmann, Winfried: „Sapmi: nur eine Illusion?“. In: *Pogrom* 182 (April/Mai 1995), 13–29, hier 27.

lich in den seltensten Fällen ein Genozid, wie es die erschreckenden Beispiele aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus Ruanda zeigen, sondern die Konsequenzen können sich, wie im saamischen Fall, auf zerschossene Ortsschilder und gespaltene Dorfgemeinschaften beschränken. Diese Folgen mögen auf den ersten Blick nicht sonderlich besorgniserregend erscheinen. Bård A. Berg fasst jedoch das Problem des Ethnonationalismus, nicht nur des saamischen, treffend zusammen:

Manche werden behaupten, der saamische Nationalismus funktioniere durchaus positiv in einem identitätsstiftenden Zusammenhang und er stelle ein ‚höheres Ziel‘ innerhalb der oft trivialen politischen Arbeit dar. Aber Nationalismus als Ideologie wird immer dazu tendieren, den Staat, das Volk oder die ethnische Gruppe, der man selbst angehört, zu verherrlichen. Diese Verherrlichung hat allerdings zur Folge, dass man denen, die aus der eigenen Gruppe hinaus definiert werden, eine dementsprechend negative und herabwürdige Haltung entgegen bringt.<sup>51</sup>

<sup>51</sup> „Noen vil hevde at den samiske nasjonalisme fungerer positivt i en identitetsbyggende sammenheng, og at den etablerer en ‚høyere himmel‘ over ofte trivielt politisk arbeid. Men nasjonalismen som ideologi vil alltid tendere mot å forherlige den stat, det folk eller den etniske gruppe man selv tilhører, med motsvarende negative og nedvurderende holdninger til dem som defineres utenfor grupper.“ Berg 2004, wie Fußnote 22, 13.



# Zwischen Skepsis und Annäherung

## Island und die Europäische Union

*Meike Stommer*

### **Zusammenfassung**

Island ist das einzige nordische Land, das sich noch nie um eine Mitgliedschaft in der EU beworben hat. Die politische Elite Islands blendet das Thema weitgehend erfolgreich aus dem politischen Diskurs aus. Das faktische politische Handeln steht aber nicht im Einklang mit dem politischen Diskurs: Island hat im Laufe der letzten Jahrzehnte engere Bindungen an die europäische Integration und damit an die EU gesucht und ist durch das Handeln der politischen Elite vielfach in europäische Integrationsprozesse eingebunden. In diesem Beitrag wird der Weg, den Island seit dem Zweiten Weltkrieg bezüglich der europäischen Integration beschritten hat, genauer betrachtet. Die Einstellungen der politischen Elite, organisierter Gruppen sowie der Bevölkerung werden aufgezeigt und die Gründe für die Zurückhaltung Islands gegenüber der EU erörtert.

### **Summary**

Iceland is the only Nordic country which has never applied for membership of the EU. The Icelandic political elite has successfully kept the issue out of the mainstream political discussion. But their actions have not been in line with the political discourse: during the last few decades Iceland has established closer ties to European integration and the EU and, due to decisions made by the political elite, is deeply involved in the processes of European integration. This paper examines the steps which Iceland has taken towards European integration since World War II. The attitudes of the political elite, of certain organized groups as well as of the population in general are presented and the reasons for Iceland's reserved attitude towards the EU are discussed.

---

*Meike Stommer ist Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Kontaktzone Mare Balticum: Fremdheit und Integration im Ostseeraum“ der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald und promoviert zur isländischen Europapolitik.*

## Einleitung

Dänemark, Finnland, Norwegen, Schweden und Island werden traditionell als nordische Länder bezeichnet. Zu ihren Charakteristika zählen eine gemeinsame Geschichte, ähnliche politische Systeme, die Zugehörigkeit zu einer „Familie“ der Wohlfahrtsstaaten, ethnische und religiöse Homogenität, ein hohes Wohlstandsniveau, ein relativ geringes soziales Gefälle, eine kleine Bevölkerungszahl sowie Exportabhängigkeit.<sup>1</sup> Differenzen zeigen sich insbesondere im Hinblick auf die europäische Integration: Hier ist jedes nordische Land einen anderen Weg gegangen.<sup>2</sup> Alle nordischen Länder außer Island haben sich um eine Mitgliedschaft in der Europäischen Union (EU) beworben. Island ist somit „the only Nordic nation never seriously to contemplate joining the EU“.<sup>3</sup> In Island gibt es auch derzeit keine Anzeichen dafür, dass eine Bewerbung um eine Mitgliedschaft in der EU bevorsteht.

Die Besonderheit des isländischen Falles liegt, so Thorhallsson, insbesondere in der Zurückhaltung und Skepsis der politischen Elite begründet, die sich ablehnend gegenüber der EU äußert, obwohl sich in Meinungsumfragen ein erstaunlich hoher Anteil der isländischen Bevölkerung für eine Mitgliedschaft des Landes in der EU ausspricht. Die politische Elite versucht, das Thema EU weitestgehend aus dem politischen Diskurs auszublenden.<sup>4</sup> Dies steht im Kontrast zum Handeln der politischen Eliten in den meisten anderen (nord)europäischen Ländern, die eine Mitgliedschaft ihres Landes be-

<sup>1</sup> Vgl. Ingebritsen, Christine: *The Nordic States and European Unity*. Ithaca 1998; Jahn, Detlef: „Die politischen Systeme Skandinaviens“. In: Detlef Jahn und Nikolaus Werz (Hgg.): *Politische Systeme und Beziehungen im Ostseeraum*. München 2002, 33–56; Schymik, Carsten: „Nordische Sonderwege nach Europa“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B47 (2004), 10–15.

<sup>2</sup> Schymik betont, dass es nicht *den* nordischen Sonderweg gibt, sondern *die* nordischen Sonderwege; vgl. ebd., 11. Einhorn spricht von den „five Nordic roads“; vgl. Einhorn, Eric S.: „Just Enough („Lagom“) Europeanization. The Nordic States and Europe“. In: *Scandinavian Studies* 74 (2002:3), 265–286.

<sup>3</sup> Hálfðanarson, Guðmundur: „Discussing Europe: Icelandic Nationalism and European Integration“. In: Baldur Thorhallsson (Hg.): *Iceland and European Integration. On the Edge*. London 2004, 128–144, hier 129.

<sup>4</sup> Thorhallsson, Baldur: „Approaching the Question. Domestic Background and Conceptual Framework“. In: Ders. 2004, wie Fußnote 3, 1–18, hier 8. Von Thorhallsson an anderer Stelle wurde diese Situation als „elite-electorate gap“ betitelt; vgl. Ders.: „The Skeptical Political Elite Versus the Pro-European Public. The Case of Iceland“. In: *Scandinavian Studies* 74 (2002:3), 349–378, hier 349.

fürworten.<sup>5</sup> Gleichzeitig kann aber nicht übersehen werden, dass das faktische politische Handeln nicht im Einklang mit dem politischen Diskurs steht: Island hat im Laufe der letzten Jahrzehnte engere Beziehungen zur europäischen Integration und damit zur heutigen EU entwickelt und ist durch das Handeln der politischen Elite vielfach in europäische Integrationsprozesse eingebunden.

Im Folgenden werde ich den Weg, den Island in der europäischen Integration gegangen ist, genauer betrachten. Ich gebe zunächst einen Überblick über die neuere Entwicklung der isländischen Außenpolitik. Im zweiten Teil beleuchte ich die Positionen der politischen Elite und der Parteien und werfe ein Schlaglicht auf die Einstellungen organisierter Gruppen sowie der Bevölkerung. Im dritten Abschnitt diskutiere ich Gründe für die Zurückhaltung Islands gegenüber der EU. Abschließend frage ich nach möglichen Entwicklungen in der Zukunft.

### **Islands Entwicklung im 20. Jahrhundert**

Island liegt am äußersten Rand von Europa; seine Entwicklung war lange Zeit eine Geschichte der Distanz und der Isolation. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Island eines der ärmsten Länder der Welt. Bis zur damaligen Jahrhundertwende war das Land fast unbeeinflusst von Industrialisierung und Urbanisierung,<sup>6</sup> „basically a development country that had been by-passed by the industrial revolution“.<sup>7</sup> Heute ist Island mit einer Einwohnerzahl von 307.000 Menschen eines der reichsten Länder der Welt. Es

<sup>5</sup> Vgl. zur politischen Elite in den anderen nordischen Ländern Svåsand, Lars und Ulf Lindström: „Scandinavian Political Parties and the European Union“. In: John Gaffney (Hg.): *Political Parties and the European Union*. London 1996, 205–219, hier 206ff. Laut einer Umfrage von *EOS Gallup Europe* unterstützten 92 Prozent der politischen Entscheidungsträger in den 15 Ländern der EU vor der so genannten Osterweiterung 2004 die Mitgliedschaft ihres Landes. Vgl. Spence, Jacqueline M.: *The European Union. „A View from the Top“*. *Top Decision Makers and the European Union*. Conducted by EOS Gallup Europe. Wavre 1996, hier: vi.

<sup>6</sup> Vgl. Kristinsson, Gunnar Helgi: „From Home Rule To Sovereignty: The Case Of Iceland“. In: Godfrey Baldacchino und David Milne (Hgg.): *Lessons From the Political Economy of Small Islands. The Resourcefulness of Jurisdiction*. London 2000, 141–155.

<sup>7</sup> Ásgrímsson, Halldór: „Why Small States must Think Big“. Eröffnungsrede anlässlich des Workshop on Small States, 17 September 2004, Centre of Small State Studies, University of Iceland.

steht im Human Development Index (HDI) an zweiter Stelle hinter Norwegen.<sup>8</sup> Island hat die höchste Geburtenrate und die höchste Erwerbsarbeitsquote für Frauen unter den nordischen Ländern vorzuweisen, die isländische Arbeitslosenquote bewegt sich seit Jahren unter zwei Prozent.<sup>9</sup> Island ist heute nicht mehr isoliert und keine „marginal society“<sup>10</sup> mehr.

In den Jahren nach der Gründung der Republik am 17. Juni 1944 gab es vor allem zwei Ereignisse, die für die Öffnung des Landes nach außen relevant waren: die isländische Teilnahme an der Gründung des Nordatlantischen Verteidigungsbündnisses (NATO) im Jahr 1949 und das 1951 geschlossene Verteidigungsabkommen mit den USA.<sup>11</sup> Die mit der NATO verbundene Aufgabe der Neutralität gehört zu den umstrittensten politischen Themen der Nachkriegszeit.<sup>12</sup> Am Tag der Abstimmung gab es ei-

<sup>8</sup> In den Index geht neben Lebensstandard und Bildung die Lebenserwartung ein. Diese ist mit 80,7 Jahren in Island eine der höchsten der Welt. Vgl. Human Development Report 2005: „International Cooperation at a Crossroads. Aid, Trade and Security in an Unequal World“. (<http://hdr.undp.org>, 01. März 2006).

<sup>9</sup> Vgl. Hagstofa Íslands: „Helstu lykiltölur [Wichtigste Kennzahlen]“. (<http://www.hagstofa.is>, 12. Mai 2006).

<sup>10</sup> Karlsson, Gunnar: *Iceland's 1100 Years. The History of a Marginal Society*. London 2000.

<sup>11</sup> Die US-Amerikaner waren 1941 nach Island gekommen. Dabei lösten sie (mit Einverständnis der Isländer) die Briten ab, die seit Mai 1940 als Besatzungsmacht in Island waren. Das war vor Pearl Harbor und dem offiziellen Kriegseintritt der US-Amerikaner. Nach Ende des Krieges lehnten die Isländer zunächst kategorisch ab, amerikanische Militärbasen im Land zu haben, wie es sich die US-Amerikaner wünschten. Unter dem Eindruck wachsender internationaler Instabilität (Beginn des Korea-Krieges 1950) schloss man aber schließlich doch 1951 ein Abkommen. Dieses ist heute immer noch in Kraft, aber nach dem Abzug der amerikanischen Kampfjets und Helikopter samt Truppen im Herbst 2006 hat es nicht mehr die hohe sicherheitspolitische Bedeutung, die es über 50 Jahre lang hatte. Vgl. z. B. Jóhannesson, Guðni Th.: „To the Edge of Nowhere? U.S.-Icelandic Defense Relations during and after the Cold War“. In: *Naval War College Review* LVII (2004:3/4), 115–137; Ingimundarson, Valur: *Í eldlinu kalda stríðsins: samskipti Íslands og Bandaríkjanna 1945–1960 [Im Feuer des Kalten Krieges: Die Beziehungen Islands und der USA 1945–1960]*. Reykjavík 1996; Gröndal, Benedikt: *Iceland. From Neutrality to NATO Membership*. Oslo 1971.

<sup>12</sup> Mit Verweis auf diese Neutralität hat Island sich auch geweigert, Deutschland im Zweiten Weltkrieg den Krieg zu erklären, was dazu führte, dass es sich nicht an der Gründung der Vereinten Nationen (UN) beteiligen durfte. Aber bereits 1946 trat Island den UN bei. Vgl. Gröndal, Benedikt: „Innganga Íslands í Sameinuðu þjóðirnar [Islands Beitritt zu den Vereinten Nationen]“. In: Knútur Hallsson (Hg.): *50 ára aðild Íslands að Sameinuðu þjóðunum [50 Jahre isländische Mitgliedschaft in den Vereinten Nationen]*. Reykjavík 1996, 16–18.

nen Menschaufmarsch vor dem Parlamentsgebäude, Steine flogen, Fensterscheiben wurden zerstört. Auch das Verteidigungsabkommen war umstritten.

Islands besondere geographische Position zwischen Europa und Amerika (*stepping stone*) war insbesondere während des Zweiten Weltkrieges und während des Kalten Krieges von strategischer Bedeutung.<sup>13</sup> Reykjavík, die nördlichste Hauptstadt der Welt, liegt ungefähr auf halber Strecke zwischen Moskau und Washington. Die USA hatten ein großes Interesse daran, diese Position für sich zu sichern. Island war sich seiner Bedeutung außerordentlich bewusst und hat diesen „Joker“ mehr als einmal ausgespielt – nicht zuletzt in den „Fischereikriegen“. Zu diesen werden drei Auseinandersetzungen zwischen Island und Großbritannien bzw. der BRD um die Fischereirechte gezählt.<sup>14</sup> Anlass des ersten Fischereikrieges war die Ausdehnung des isländischen Hoheitsgebietes auf zwölf Seemeilen. Dieser Konflikt endete 1961 mit einem britisch-isländischen Kompromiss. 1972 folgte mit der Ausdehnung auf 50 Meilen der zweite Fischereikrieg. 1973 wurde eine Einigung mit den Briten erzielt. Der Streit mit der BRD zog sich bis ins Jahr 1975, als die Ausdehnung auf 200 Meilen den dritten Fischereikrieg auslöste. Eine Einigung wurde schließlich 1976 gefunden.<sup>15</sup>

Heute haben die Isländer eine exklusive Fischereihoheitszone von 200 Seemeilen um ihr Land. Auch wenn die Bedeutung von Fisch und Fischprodukten in den letzten Jahren abnimmt, machen Fisch und Fischereiprodukte immer noch über 60 Prozent aller isländischen Exporte aus. 12,5 Prozent des nationalen Einkommens stammen aus Fischerei und Fischindustrie.<sup>16</sup> Dass die Fischereikriege für Island so erfolgreich ende-

<sup>13</sup> Island liegt genau im Zentrum der so genannten GIUK-Linie (Greenland–Iceland–United Kingdom), daher würde dem Land im Kriegsfall eine Schlüsselrolle für die Verteidigung des Nordatlantiks zufallen.

<sup>14</sup> Der Begriff Fischerei- bzw. Kabeljaukrieg (*Porskastríð, Cod War*) wurde das erste Mal im Herbst 1958 verwendet, als Großbritannien Kriegsschiffe zum Schutz der britischen Fischereiflotte zu den isländischen Fanggründen sandte.

<sup>15</sup> Für eine detaillierte Analyse der Fischereikriege vgl. exemplarisch Jónsson, Hannes: *Friends in Conflict. The Anglo-Icelandic Cod Wars and the Law of the Sea*. London 1982; Heidbrink, Ingo: „Deutschlands einzige Kolonie ist das Meer!“ *Die deutsche Hochseefischerei und die Fischereikonflikte des 20. Jahrhunderts*. Hamburg 2004.

<sup>16</sup> Vgl. Foss, Torben u. a. (Hgg.): *Iceland, Norway and the EC Common Fisheries Policy. The Potential of the Reform – A Springboard for Iceland and Norway?* Oslo 2003; Hagstofa Íslands: „Útflutningur eftir vinnslugreinum 1999–2003 [Export nach Branchen 1999–2003]“. (<http://www.hagstofa.is>, 27. April 2005).

ten, ist nicht nur ein typisches Beispiel für eine „Macht der Schwachen“<sup>17</sup> sondern beruhte zu einem großen Teil auf der militärischen Bedeutung des Landes. Mehrmals drohte Island mit dem Rückzug aus der NATO.<sup>18</sup>

Neben der Mitgliedschaft in der NATO war das Verteidigungsabkommen mit den USA lange Zeit die Basis isländischer Sicherheitspolitik, denn das Land hat kein eigenes Militär.<sup>19</sup> Auch bestehen zwischen Island und den USA seit dem Zweiten Weltkrieg enge wirtschaftliche Verbindungen. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die Marshallplan-Hilfe, an der Island – pro Kopf – den höchsten Anteil erhielt.<sup>20</sup> Diese hohe finanzielle Unterstützung führte auch zu Abhängigkeit von den USA; lange Zeit unterblieb eine Modernisierung und Liberalisierung der isländischen Wirtschaft. Die Militärbasis selbst hatte ebenfalls eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung: Einkommen aus Tätigkeiten für die Streitkräfte machten in den Jahren 1970 bis 1995 mehr als zwei Prozent des Bruttonationaleinkommens aus.<sup>21</sup> Ebenso ist der US-amerikanische Exportmarkt nach wie vor bedeutend. Die Beziehung zwischen Island und den USA hatte auf verschiedenen Ebenen Einfluss auf die politische Elite Islands und ihre Haltung zur EU. Kristinsson bringt diese besondere Situation in den beiden

<sup>17</sup> „Vald hinna veiku“ Jóhannesson, Guðni Th.: „Vald hinna veiku“. Vortrag bei der Vortragsreihe *Hvað er vald?* der isländischen Geschichtswissenschafts-Vereinigung, 19. Oktober 2004.

<sup>18</sup> Charles Minter, britischer Admiral und NATO-Abgeordneter, sagte dazu einmal: „They didn’t really blackmail NATO, but it came awful close to it“; zitiert nach Jóhannesson 2004, wie Fußnote 11, 124. Auch als es um die Marshallplan-Hilfe ging, benutzte Island das strategische Interesse der US-Amerikaner als „bargaining chip“. Vgl. Gunnarsson, Gunnar Á.: „Ísland og Marshalláætlunin 1948–1953 [Island und der Marschall-Plan 1948–1953]“. In: *Saga* 34 (1996), 85–130, hier 129.

<sup>19</sup> Vgl. Thorhallsson, Baldur: „The Distinctive Domestic Characteristics of Iceland and the Rejection of Membership of the European Union“. In: *European Integration* 23 (2001), 257–280, hier 262.

<sup>20</sup> Tatsächlich bekam das Land fast die Hälfte mehr als andere Länder. In den Jahren von 1948 bis 1952 waren dies im Durchschnitt 209 US-Dollar pro Einwohner, gefolgt von den Niederländern mit 109 US-Dollar. Vgl. Karlsson, wie Fußnote 10, 337; Gunnarsson 1996, wie Fußnote 18, 96.

<sup>21</sup> In den fünfziger Jahren trugen Tätigkeiten für die Streitkräfte sogar zu fast zehn Prozent zum Bruttonationaleinkommen bei; vgl. Thorhallsson, Baldur und Hjalti Thor Vignisson: „The Special Relationship between Iceland and the United States of America“. In: Thorhallsson 2004, wie Fußnote 3, 103–127, hier 119ff.

wichtigen außenpolitischen Gebieten Sicherheit und Handel mit der Formulierung „Iceland has been [...] only half European“ auf den Punkt.<sup>22</sup>

Island ist heute nicht nur NATO-Mitglied, Mitglied in den Vereinten Nationen (UN), in der Welthandelsorganisation (WTO) und kooperiert eng mit den anderen nordischen Ländern im Nordischen Rat und mit den Ländern des Ostseeraumes im Ostseerat. Auf europäischer Ebene ist Island darüber hinaus Mitglied in der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), im Europarat, in der Europäischen Freihandelsassoziation (EFTA), im Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) und partizipiert am Schengener Abkommen. Insbesondere dem EWR, der EFTA und dem Schengener Abkommen kommt eine wesentliche Bedeutung für die Beziehungen Islands zur EU zu.

Als die Europäische Freihandelsassoziation (EFTA) 1960 ins Leben gerufen wurde, befand sich Island im ersten der drei Fischereikriege. „It is conventional wisdom that while the U.K. and Iceland were engaged in these hostiles known as ‘cod wars’, they could hardly have been partners in the same new trading organization.“<sup>23</sup> So gehörte Island neben der Türkei, Griechenland, Irland und Spanien zu den Ländern, die man als „die Vergessenen Fünf“ bezeichnete (neben den „Inneren Sechs“, den EWG-Ländern, und den „Äußerer Sieben“, den EFTA-Ländern<sup>24</sup>). Island trat aber dann 1970 der EFTA bei – nach einem Jahrzehnt „left out in isolation from the European mainstream“<sup>25</sup>.

Die Gründung eines Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR) wurde ab 1989 heftig diskutiert. Die Befürworter betonten vor allem die positive Bedeutung für die isländische Wirtschaft. Die Gegner befürchteten extrem negative Auswirkungen auf das Land.<sup>26</sup> 34.000 Wähler (etwa 19 Prozent der Wählerschaft) unterschrieben eine Petiti-

<sup>22</sup> Kristinsson, Gunnar Helgi: „Iceland“. In: Helen Wallace (Hg.): *The Wider Western Europe – Reshaping the EC/EFTA-Relationship*. London 1991, 159–178, hier 159.

<sup>23</sup> Benediktsson, Einar: *Iceland and European Development: A Historical Review from a Personal Perspective*. Reykjavík 2003, hier 40.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., 62.

<sup>25</sup> Ebd., 70.

<sup>26</sup> Die Emotionalität der Gegenargumente wird in folgender – plakativ und überspitzt formulierten – Zusammenfassung der Argumente deutlich: „Europäische Konzerne und Financiers würden schnell alle isländischen Grundstücke aufkaufen, um Sommerhäuser auf ihnen zu errichten, ebenso alle isländischen Berge wegen der schönen Aussicht, alle isländischen Flüsse, um auch den letzten Lachs aus ihnen herauszufischen, und alle isländischen Unternehmen, um aus ihnen Profit zu schöpfen.“ („Evrópskir auðringar og

on gegen den EWR-Vertrag, ein Referendum wurde gefordert, und die damalige isländische Präsidentin Vigdís Finnbogadóttir überlegte sogar, ihre Zustimmung zur Ratifizierung des Vertrages zu untersagen.<sup>27</sup> Die Debatten in Island um den EWR (und die EFTA) gehörten zu den heftigsten seit 1949, als es um die Frage der NATO-Partizipation ging.<sup>28</sup> Trotz allem wurden die Verhandlungen erfolgreich abgeschlossen und der Vertrag trat 1994 in Kraft. Damit hat Island sowohl die „Vier Freiheiten“<sup>29</sup> übernommen als auch einen großen Teil<sup>30</sup> des EU-Rechts und der Verordnungen, die den Binnenmarkt betreffen.<sup>31</sup> Der EWR eröffnet nicht nur Zugang zu den wirtschaftlich bedeutenden europäischen Märkten (fast 80 Prozent aller isländischen Exporte gehen in den EWR<sup>32</sup>), sondern ermöglicht beispielsweise auch Austausch und Zusammenarbeit in Wissenschaft und Forschung. Zwar wird teilweise Kritik am EWR vorgebracht, die sich insbesondere auf die geringen Einflussmöglichkeiten des Landes im europäischen Entscheidungsprozess bezieht, dennoch ist die Mitgliedschaft im

auðkýfingar yrðu fljótir að kaupa upp allar íslenskar jarðir að setja á sumarhús, öll íslensk fjöll að hafa sem útsýni, allar íslenskar ár til að veiða í síðasta laxinn og öll íslensk fyrirtæki til að græða á.“) Jökulsson, Illugi: *Ísland í aldanna rás 1976–2000. Saga lands og þjóðar ár frá ári [Island im Laufe der Zeit 1976–2000: Die Geschichte von Land und Nation von Jahr zu Jahr]*. Reykjavík 2002, hier 307.

<sup>27</sup> Vgl. Thorhallsson, Baldur und Hjalti Thor Vignisson: „A Controversial Step: Membership of the EEA“. In: Thorhallsson 2004, wie Fußnote 3, 38–49, hier 43.

<sup>28</sup> Vgl. Ders.: „Towards A New Theoretical Approach“. In: Ders. 2004, wie Fußnote 3, 185–206, hier 185.

<sup>29</sup> Die „Vier Freiheiten“ gewährleisten innerhalb der EU-Staaten einen freien Verkehr von Personen, Waren, Dienstleistungen sowie Kapital.

<sup>30</sup> Die Angaben variieren zwischen 6,5 und 80 Prozent. Vgl. z. B. „Upplýsingar um að Ísland innleiði 6,5 % af reglum ESB ræddar á Alþingi [Parlamentsdebatte um die Angabe, dass Island 6,5% der Regeln der EU übernehme]“. In: *Morgunblaðið*, 9. Mai 2005; „Margt vantalið í svari utanríkisráðherra [Vieles nicht mitgerechnet in der Antwort des Außenministers]“. In: *Frettablaðið*, 12. Mai 2005, 10; Thorhallsson und Vignisson, wie Fußnote 27, 38. Einarsson betont, dass keine der beiden Zahlen richtig sei; vgl. Einarsson, Eiríkur Bergmann: „Evrópuvæðing Íslands [Europäisierung Islands]“. In: *Stjórnsmál og stjórnsýsla* 1 (2005:1), 3–7. Den Quellen kann zweierlei entnommen werden: Ein Großteil der Gesetzgebung, die den Binnenmarkt betreffen, werden von den Staaten des EWR übernommen, eine genaue Bestimmung der Zahl scheint nicht möglich zu sein. Daneben darf nicht übersehen werden, welchen darüber hinausgehenden indirekten, weitreichenden Einfluss die Gesetzgebung der EU auf Island hat.

<sup>31</sup> Vgl. Thorhallsson 2002, wie Fußnote 4, 349; Ders. 2004, wie Fußnote 4, 3.

<sup>32</sup> Vgl. Hagstofa Íslands: „Útflutningur eftir markassvæðum [Export nach Absatzgebieten]“. (<http://www.hagstofa.is>, 23. April 2006).

EWR heute weitgehend akzeptiert.<sup>33</sup> Zehn Jahre nach Inkrafttreten fragte das Umfrageinstitut *Gallup* nach der Einschätzung des EWR-Vertrages. Es zeigte sich eine deutliche Zustimmung: 72,2 Prozent der Bevölkerung schätzten die Auswirkungen des EWR-Vertrages auf die isländische Gesellschaft als positiv ein.<sup>34</sup>

Das Schengener Abkommen<sup>35</sup>, eine weitere Grundlage der isländischen Beziehungen zur EU, wurde ab 1998 diskutiert. Im deutlichen Gegensatz zu den anderen Debatten gab es kaum Widerstände gegen eine Beteiligung Islands. Im Parlament herrschte ein breiter Konsens über das Thema. Es erreichte nie die gleiche öffentliche Aufmerksamkeit wie in Norwegen.<sup>36</sup> Mit der vollständigen Teilnahme am Schengener Abkommen seit 2001 ist Island im Hinblick auf Polizei und Justiz stärker in die europäische Entwicklung integriert als die Briten und Iren, die – abgesehen von einigen spezifischen Regelungen – nicht an diesem Abkommen partizipieren. Eine Nichtteilnahme Islands –

<sup>33</sup> Von den Parteien stehen nur die Linken Grünen dem EWR skeptisch gegenüber, vgl. dazu genauer Abschnitt 2. Ansonsten wird der EWR allenfalls mit Blick auf Norwegen diskutiert: Im Mittelpunkt steht die Frage, welche Auswirkungen ein norwegischer Beitritt in die EU auf den Europäischen Wirtschaftsraum und auf die EFTA hätte.

<sup>34</sup> Vgl. IMG Gallup: *Samtök iðnaðarins. Evrópumál. Viðhorfsrannsókn [Verband der Industrie. Europäische Angelegenheiten. Meinungsumfrage]*. Reykjavík Januar/Februar 2004. Das Umfrageinstitut führte diese Befragungen im Auftrag des Arbeitgeberverbandes *Samtök iðnaðarins* (Isländischer Industrieverband) durch.

<sup>35</sup> Das Schengener Abkommen wurde im Juni 1985 von Deutschland, Frankreich und den Benelux-Ländern unterzeichnet, gefolgt vom so genannten Schengener Durchführungsübereinkommen vom Juni 1990. Formal begann die Implementierung 1995. Zu dem Zeitpunkt hatten sich Spanien und Portugal angeschlossen. Das Abkommen beinhaltet einen Abbau von Personenkontrollen, Zusammenarbeit bei Visa- und Asylanträgen, Bekämpfung von Drogenhandel sowie polizeiliche Zusammenarbeit und Zusammenarbeit im Justizwesen etc. Schon 1996 wurden mit Norwegen und Island Kooperationsabkommen geschlossen, nach der Übernahme von Schengen in das EU-Regelwerk musste die Teilnahme (neu) verhandelt werden. 1999 wurde ein Abkommen in Brüssel unterzeichnet. Seit März 2001 wird das Schengen-Regelwerk auch in den beiden Ländern in vollem Umfang angewendet. Heute nehmen alle EU-Mitgliedsstaaten, welche bereits vor 2004 Mitglied waren (außer Großbritannien und Irland), plus Norwegen und Island an Schengen teil. Voraussichtlich ab 2008 wird Schengen auch in der Schweiz und mit wenigen Ausnahmen in den neuen Ländern nach der Osterweiterung gültig werden. Vgl. Eiríksson, Stefán: „Deeply Involved in the European Project: Membership of Schengen“. In: Thorhallsson 2004, wie Fußnote 3, 50–60; Auswärtiges Amt 2007: „Schengener Übereinkommen und Schengener Durchführungsübereinkommen“. (<http://www.auswaertiges-amt.de>, 2. Mai 2007).

<sup>36</sup> Eiríksson 2004, wie Fußnote 35, 55.

und Norwegens – hätte das Ende der Nordischen Passunion<sup>37</sup> bedeutet, die als das Schlüsselement der Nordischen Kooperation galt.<sup>38</sup>

Es zeigt sich also, dass die Frage weniger ist, *ob*, sondern vielmehr *wie* und *wie eng* Island sich an die Europäische Union bindet: Die EU ist Wirklichkeit. Sie hat bedeutenden Einfluss auf den wirtschaftlichen und politischen Spielraum Islands. Eine eventuelle Mitgliedschaft in der EU wird als einer der größten Streitpunkte der nächsten Jahre angesehen.<sup>39</sup> Insbesondere wird schon seit einiger Zeit vor allen Dingen über die Ablösung der isländischen Krone durch den Euro diskutiert.<sup>40</sup> Viele große Wirtschaftsunternehmen würden die Einführung des Euro begrüßen, da sie so nicht länger den Risiken ausgesetzt wären, die mit den Schwankungen der isländischen Krone einhergehen. In wachsendem Maße wird der Euro als Währung im Wirtschaftssektor verwendet: Einige Unternehmen haben beschlossen, ihre Buchführung auf Euro umzustellen, und an der isländischen Börse dürfen Firmen ab Herbst 2007 ihre Aktien in Euro notieren lassen.<sup>41</sup> Die Diskussion kocht immer dann besonders hoch, wenn der Kurs der Krone gegenüber Euro und US-Dollar verliert. Isländische Politiker und führende Wirtschaftsvertreter haben bereits öfter die Idee geäußert, den Euro als Währung einzuführen, ohne der EU beizutreten. Dieser Möglichkeit wird allerdings von Seiten der EU vermehrt entgegengetreten.<sup>42</sup>

<sup>37</sup> Die seit 1954 bestehende Nordische Passunion macht den Bürgern Norwegens, Islands, Dänemarks, Schwedens und Finnlands das Reisen in den Ländern ohne Grenzkontrollen möglich.

<sup>38</sup> Vgl. Eiríksson 2004, wie Fußnote 35, 52.

<sup>39</sup> Vgl. Kristjánsson, Guðmundur Jónas 2005: „Framsókn og ESB [Fortschrittspartei und EU]“. In: *Fréttablaðið*, 19. März 2005, 18.

<sup>40</sup> Die isländische Krone ist die kleinste selbständige (d. h. nicht an eine andere Währung gekoppelte) Währung; vgl. Breedon, Francis und Thórarinn G. Pétursson: *Out in the Cold? Iceland's Trade Performance Outside the EU*. Reykjavík Dezember 2004 (= Central Bank of Iceland, Workingpapers; 26), hier 2.

<sup>41</sup> Vgl. Ólafsson, Arnór Gísla: „Straumur-Burðarás skiptir út krónunni fyrir evru [Straumur-Burðarás wechselt von Krone zu Euro]“. In: *Morgunblaðið*, 19. Dezember 2006, 1; „Uppgjör hlutabréfa í evrum [Aktien in Euro notieren]“. In: *Fréttablaðið*, 22. August 2007, 1.

<sup>42</sup> Vgl. zur Diskussion um den Euro u. a. Einarsson, Eiríkur Bergmann: *Opið land. Staða Íslands í samfélagi þjóðanna [Offenes Land. Islands Position in der internationalen Gemeinschaft]*. Reykjavík 2007, hier 46ff.; Breedon und Pétursson 2004, wie Fußnote 40; „Iceland and Europe: Euro dreams“. In: *The Economist*, 2. März 2006, 30.

## Islands Haltung zur Europäischen Union

### *Politische Parteien*

Die Skepsis der isländischen politischen Elite gegenüber der europäischen Integration äußert sich, lässt man die Sozialdemokratische Allianz (*Samfylkingin*) unberücksichtigt, vor allem in der Ablehnung einer EU-Mitgliedschaft – und in Schweigen. „Die isländischen Politiker scheinen ganz und gar nicht über eine EU-Mitgliedschaft reden zu wollen.“<sup>43</sup> In den Wahlkämpfen 2003 wie 2007 tauchte das Thema EU so gut wie gar nicht auf. Weder die Politiker noch die Medien noch die Wählerschaft lancierten das Thema. Auch längerfristig fällt die Zurückhaltung der politischen Elite in Island auf. In den neunziger Jahren gab es nur einige wenige Parlamentsmitglieder, die bereit waren, eine positive Einstellung gegenüber der EU öffentlich auszusprechen.<sup>44</sup> Die erste positive Äußerung einer isländischen politischen Partei, der Volksallianz (*Alþýðubandalagið*),<sup>45</sup> in Bezug auf die EU gab es erst im Jahr 1994, mehr als 30 Jahre nachdem Parteien in Norwegen sich für eine Mitgliedschaft ausgesprochen hatten. Zwischen 1999 und 2002 gab es keine Partei, die sich für eine Mitgliedschaft in der EU aussprach.

Im Vergleich mit den anderen nordischen Ländern (und anderen europäischen Ländern) fällt im politischen System Islands eine sehr hohe Wahlbeteiligung,<sup>46</sup> nur äußerst selten auftretende außenparlamentarische Aktionen und die Stärke der konservativen Unabhängigkeitspartei (*Sjálfstæðisflokkurinn*) auf, die seit ihrer Gründung im Jahre 1929 fast konstant etwa 40 Prozent der Stimmen erreicht. Die Bildung einer Zwei-Parteien-Regierung war seit den dreißiger Jahren ohne diese Partei nicht möglich. Die Dominanz der Konservativen ging einher mit einer Schwäche der Sozialdemokraten,

<sup>43</sup> „Íslenskir stjórnámálmenn virðast alls ekki vilja ræða um Evrópusambandsaðild.“ Jóhannesson, Benedikt: „Stingum höfðinu í steininn! [Stecken wir den Kopf in den Stein!]“. (<http://www.heimur.is>, 1. März 2005).

<sup>44</sup> Vgl. Kristinsson, Gunnar Helgi und Baldur Thorhallsson: „The Euro-Sceptical Political Elite“. In: Thorhallsson 2004, wie Fußnote 3, 145–160, hier 146.

<sup>45</sup> Die Volksallianz ist 1999 bei der Restrukturierung des linken Parteispektrums in der Sozialdemokratischen Allianz aufgegangen.

<sup>46</sup> Island landet beim IDEA-Ranking aller Länder mit einer durchschnittlichen Wahlbeteiligung bei nationalen Parlamentswahlen von 89,5 Prozent seit 1945 auf dem vierten Platz (zum Vergleich: Deutschland liegt hier mit 80,6 Prozent auf dem 29. Platz); vgl. International Institute for Democracy and Electoral Assistance: „Turnout in the World – Country by Country Performance“. (<http://www.idea.int>, 30. Mai 2006).

die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur durchschnittlich 14 Prozent der Stimmen auf sich vereinen konnten.<sup>47</sup> 1999 erfolgte eine Restrukturierung des linken Spektrums des Parteiensystems. Die Sozialdemokratische Partei (*Alþýðuflokkurinn*), die Volksallianz und die Frauenliste (*Samtök um kvennalista*) schlossen sich zur Sozialdemokratischen Allianz zusammen. Gleichzeitig gründete eine Splittergruppe die „Linke Bewegung – Grüne Zukunft“ (*Vinstri hreyfingin – grænt framboð*), meist die Linken Grünen genannt.

Die isländische Regierung wird seit Mai 2007 aus der konservativen Unabhängigkeitspartei und der Sozialdemokratischen Allianz gebildet. Diese Koalition löste die langjährige (1995–2007) Regierung aus Unabhängigkeitspartei und agrarischer Fortschrittspartei (*Framsóknarflokkurinn*) ab.<sup>48</sup>

Im Regierungsprogramm der Unabhängigkeitspartei und der Sozialdemokratischen Allianz ist das Thema Europa auf ein Minimum beschränkt. Betont wird allerdings die wirtschaftliche Bedeutung der EU für Island: „Island hat von seiner Mitgliedschaft im Europäischen Wirtschaftsraum profitiert, der einer der Pfeiler seiner stabilen Wirtschaft bildet. Der Bericht des Europa-Komitees<sup>49</sup> wird als Basis einer genaueren Be-

<sup>47</sup> Vgl. Harðarson, Ólafur Þ.: „Iceland“. In: Georg E. Delury (Hg.): *World Encyclopedia of Political Systems and Parties*. New York 1999, 473–482; Harðarson, Ólafur Þ. und Gunnar Helgi Kristinsson: „Iceland“. In: *European Journal of Political Research* 38 (2000:3/4), 408–419.

<sup>48</sup> Die Wahlergebnisse vom 12. Mai 2007 hatten – wenn auch nur mit einem Sitz Mehrheit – die Regierungskoalition bestätigt. Die Unabhängigkeitspartei ging mit 36,6 Prozent gestärkt aus der Wahl hervor. Allerdings hatte die Partei 2003 (33,7 Prozent) mit einem Verlust von sieben Prozent ihr drittschlechtestes Ergebnis seit ihrem Bestehen erreicht. Die Fortschrittspartei ging mit 11,7 Prozent (2003: 17,7 Prozent) aber deutlich geschwächt aus der Wahl. Auch die Sozialdemokratische Allianz musste Verluste hinnehmen, sie erreichte 26,8 Prozent. 2003 hingegen war sie die erste Partei seit den dreißiger Jahren gewesen, die neben der Unabhängigkeitspartei die 30-Prozent-Marke überschritt. Im Parlament sind daneben zwei weitere Parteien vertreten: die Liberale Partei (*Frjálslyndi flokkurinn*, –0,1 Prozent auf 7,3 Prozent), sowie die Linken Grünen, die ihr letztes Ergebnis (8,8 Prozent) auf 14,3 Prozent deutlich verbesserten. Die Wahlbeteiligung war mit 83,6 Prozent die niedrigste seit Gründung der Republik; vgl. „Kosningar 2007 [Wahlen 2007]“. In: *Fréttablaðið*, 14. Mai 2007, 1ff.

<sup>49</sup> Dieses Komitee wurde noch unter Ministerpräsident Davíð Oddsson eingesetzt. Kurz vor der Wahl, im März 2007, legte der Ausschuss seinen Bericht vor.

trachtung dienen, wie die Interessen Islands vis-à-vis der EU in der Zukunft am besten gesichert werden können.“<sup>50</sup>

Die neue Regierungskoalition gilt als diejenige unter den möglichen Koalitionen, die wohl am ehesten bereit sein könnte, „die Politik in Richtung EU und Euro zu biegen“.<sup>51</sup> Dies ist vor allem auf die Sozialdemokratische Allianz zurückzuführen, die seit 2002, nach einem internen Referendum, den Beginn von Mitgliedsgesprächen mit der EU unterstützt. Die Partei betont die positiven Erfahrungen Islands mit der Mitgliedschaft im EWR. Der EWR allein reiche aber heute nicht mehr aus.<sup>52</sup> Die Sozialdemokraten unterstreichen die herausragende Bedeutung der Fischerei für Island. „Ohne sichere Kontrolle über die Ressourcen kommt eine Mitgliedschaft in der EU [...] nicht in Frage“,<sup>53</sup> äußerte 2002 der damalige Vorsitzende der Partei, Össur Skarphéðinsson. Auch die jetzige Parteivorsitzende und Außenministerin Ingibjörg Sólrún Gísladóttir vertritt eine ähnliche Position. Man müsse Verhandlungsziele definieren, die die außerordentliche Bedeutung des Fisches berücksichtigen und darüber hinaus auch die weiteren speziellen Charakteristika Islands, die sich aus der geringen Größe der Gesellschaft und der geographischen Lage ergeben.<sup>54</sup> Gísladóttir betont auch immer wieder die Bedeutung einer aktiven Diskussion über das Thema EU.<sup>55</sup> Allerdings wird die relativ positive Einstellung der Partei zur EU generell nur vorsichtig kommuniziert und scheint darüber hinaus keine Priorität zu haben. Auch herrscht innerhalb der Partei keine Einigkeit über das Thema.

<sup>50</sup> „Samningurinn um Evrópska efnahagssvæðið (EES) hefur reynst þjóðinni vel og hann er ein af grunnstoðum öflugs efnahagslífs þjóðarinnar. Skýrsla Evrópunefndar verði grundvöllur nánari athugunar á því hvernig hagsmunum Íslendinga verði í framtíðinni best borgið gagnvart Evrópusambandinu.“ „Stefnuyfirlýsing ríkisstjórnar Sjálfstæðisflokks og Samfylkingar 2007 [Grundsatzserklärung der Regierung der Unabhängigkeitspartei und der Sozialdemokratischen Allianz 2007]“. (<http://www.rikisstjorn.is>, 1. Juni 2007).

<sup>51</sup> „að sveigja stefnuna í átt að Evrópusambandinu og evrunni.“ Arnórsson, Auðun: „Nálgazt evruna [Annäherung an den Euro]“. In: *Fréttablaðið*, 29. Mai 2007, 16.

<sup>52</sup> Vgl. Samfylkingin: „Kosningastefna Samfylkingarinnar [Wahlprogramm der Sozialdemokratischen Allianz]“. (<http://www.samfylking.is>, 17. Januar 2005).

<sup>53</sup> „Án tryggra yfiráða yfir auðlindinni kemur aðild að ESB að mínu mati ekki til greina.“ Skarphéðinsson, Össur: „Aðild að ESB og sérstaða sjávarútvegsins [EU-Mitgliedschaft und die Sonderstellung der Fischerei]“. In: *Morgunblaðið*, 26. Juni 2002, 27.

<sup>54</sup> Vgl. Gísladóttir, Ingibjörg Sólrún: „Evrópusambandið – risi, dvergur og ormur [Die EU – Riese, Zwerg und Wurm]“. Rede an der Universität Akureyri, 6. Mai 2005.

<sup>55</sup> „Ingibjörg: Evrópumálum verður haldið á lofti [Ingibjörg: Europafrage bleibt auf der Tagesordnung]“. In: *Morgunblaðið*, 22. Mai 2007.

Anders ist die Situation beim Koalitionspartner, der Unabhängigkeitspartei. Deren Vorsitzender Geir H. Haarde, der seit Juni 2006 Ministerpräsident Islands ist, gilt als Gegner einer EU-Mitgliedschaft: „Islands Haltung zum EU-Beitritt hat sich nicht geändert. Unsere Interessen sehen wir am nachhaltigsten mit dem EWR-Vertrag gewährleistet.“<sup>56</sup>

Während Kristinsson Mitte der neunziger Jahre die Politik der Unabhängigkeitspartei noch als „vorsichtig“ charakterisierte,<sup>57</sup> konstatierte Thorhallsson sechs Jahre später einen Wechsel zur deutlichen Ablehnung einer EU-Mitgliedschaft.<sup>58</sup> Insbesondere die isländische Diskussion der neunziger Jahre war entscheidend geprägt von Davíð Oddsson, dem langjährigen Vorsitzenden der Unabhängigkeitspartei sowie Ministerpräsidenten von 1991 bis 2004 und späteren Außenminister.<sup>59</sup> Oddsson hat immer wieder eine Ablehnung verstärkter europäischer Integration artikuliert. Er verweigerte jede Diskussion über eine EU-Mitgliedschaft und hat auch innerhalb seiner Partei eine entsprechende Diskussion klein gehalten.<sup>60</sup> „There is no compelling reason for Iceland to join the EU and a number of strong reasons for remaining outside it. And the fact of the matter is that we are performing very well outside the EU.“<sup>61</sup> 2003 äußerte er in einem Interview, in den nächsten 20 bis 30 Jahren werde es eine isländische Mitgliedschaft nicht geben. Es sei wahrscheinlich, dass sich die EU bis dahin ohnehin aufgelöst haben werde.<sup>62</sup> Oddsson hat sich darüber hinaus sehr harsch in die weiter unten beschriebene „Wendepunkt“-Diskussion des Koalitionspartners, der Fortschrittspartei, eingemischt. Er könne keinen Wendepunkt erkennen, „wenn dieser Text zu Grunde

<sup>56</sup> Haarde, Geir H.: „50 ára afmæli þýsk-íslenska vináttufélagsins í Köln [Fünfzigjähriges Jubiläum der Deutsch-Isländischen Gesellschaft in Köln]“. Grußwort des Außenministers Geir H. Haarde zum 50. Jubiläum der Deutsch-Isländischen Gesellschaft Köln, Kölner Island Kolloquium, 19. November 2005. Offizielle deutsche Fassung.

<sup>57</sup> Kristinsson, Gunnar Helgi: „Iceland and the European Union: Non-Decision on Membership“. In: Lee Miles (Hg.): *The European Union and the Nordic States*. London 1996, 150–168, hier 150.

<sup>58</sup> Thorhallsson 2002, wie Fußnote 4, 351.

<sup>59</sup> Davíð Oddsson war von 1991 bis September 2004 im Amt des Ministerpräsidenten und damit in der Geschichte Islands der am längsten amtierende Ministerpräsident. Im September 2005 hat er sich vollständig aus der Politik zurückgezogen.

<sup>60</sup> Vgl. Thorhallsson 2002, wie Fußnote 4, 351.

<sup>61</sup> Oddsson, Davíð: „Outside the EU: The Case of Iceland“. Rede des Ministerpräsidenten Davíð Oddsson an der Universität Oxford, 27. April 2004.

<sup>62</sup> Vgl. Ríkisútvarpið: „Forsætisráðherra: ESB mun leysast upp [Ministerpräsident: EU wird sich auflösen]“. Nachricht vom 19. Dezember 2003. (<http://www.ruv.is>, 10. Juni 2005).

liegt, dann gibt es keine Veränderung – nicht, wenn ich lesen kann – dann gibt es das nicht.“<sup>63</sup> Weder in einer der Parteien noch in der Regierung seien neue Entscheidungen getroffen worden. Das Thema EU war einer der wenigen Streitpunkte zwischen Oddsson und Halldór Ásgrímsson, dem langjährigen Außenminister (1995–2004) und späteren Ministerpräsidenten (2004–2006).

An der Skepsis und Ablehnung in der Unabhängigkeitspartei hat sich in den letzten Jahren nichts geändert. Es wird die Position vertreten, eine EU-Mitgliedschaft sei nicht im Interesse des Volkes, was mit einem Widerspruch zur Fischereipolitik sowie den Steuern und Vorschriften der EU begründet wird. Die Partei unterstützt allerdings die Mitgliedschaft im EWR. Diese eröffne Island die notwendigen Märkte, ohne dass das Land unter den Nachteilen einer Mitgliedschaft in der EU leiden müsse.<sup>64</sup> „Es ist [...] für uns das Beste, unseren Kurs beizubehalten. An der europäischen Zusammenarbeit nach unseren Bedingungen teilzunehmen, außerhalb der EU zu stehen, aber die allgemeine informative Diskussion um das EU-Thema beizubehalten [...]. Das ist unser richtiger Weg“,<sup>65</sup> formuliert der Politiker der Unabhängigkeitspartei Einar K. Guðfinnsson, Fischerei- und Landwirtschaftsminister in der Regierung, auf seiner Homepage. Auch Björn Bjarnason, Justiz- und Kirchenminister der Regierung, betonte 2005 in einer Rede in Brüssel, es seien „no overriding interests in favour of joining the European Union currently at stake“<sup>66</sup>. In der Unabhängigkeitspartei zeigt sich eine relative Geschlossenheit verschiedener führender Vertreter der Partei gegen eine EU-Mitgliedschaft.

2001 war das erste Jahr, in dem die Fortschrittspartei – von 1995 bis 2007 als Koalitionspartner an der Regierung beteiligt – in einer Parteitagserklärung eine EU-Mitgliedschaft nicht mehr kategorisch ablehnte. Diese Veränderung wird auf

<sup>63</sup> „Ef þessi texti liggur til grundvallar þá er engin breyting – ekki ef ég er læs – þá er það ekki.“ zitiert nach „Engin breyting á Evrópustefnunni [Keine Veränderung in der Europapolitik]“. In: *Morgunblaðið*, 3. März 2005, 10.

<sup>64</sup> Vgl. *Sjálfstæðisflokkurinn*: „Ályktun um utanríkismál [Entschluß zur Außenpolitik]“. (<http://www.xd.is>, 25. Oktober 2005).

<sup>65</sup> „Við gerum því best að halda áfram okkar stefnu. Vera þátttakendur í evrópusamstarfi á okkar forsendum, standa utan við Evrópusambandið, en halda áfram þeirri upplýstu almennu umræðu um evrópumál, [...]. Það er okkar rétta leið.“ Guðfinnsson, Einar K.: „Hin mörgu andlit Evrópusambandsins [Die vielen Gesichter der EU]“. (<http://www.ekg.is>, 20. März 2006).

<sup>66</sup> Bjarnarson, Björn: „Iceland and the European Integration“. Rede am Centre for European Policy Studies, Brüssel, 31. Mai 2005.

Ásgrímsson zurückgeführt, der von September 2004 bis Juni 2006 amtierender isländischer Ministerpräsident war (und vorher Außenminister). Der langjährige Parteivorsitzende zählte zu den wenigen Personen der politischen Elite, die einer Mitgliedschaft in der EU offen und positiv gegenüber eingestellt waren. Er habe systematisch daran gearbeitet, dass die Frage der EU-Mitgliedschaft gelegentlich angesprochen wird.<sup>67</sup> In einer Rede 2002 in Berlin bezeichnete er die Isländer als „begeisterte und aktive Teilnehmer an der europäischen Zusammenarbeit“.<sup>68</sup> Gleichzeitig hörte man von ihm auch äußerst kritische Bemerkungen. „The policies of the European Union towards the fishing states in Northern Europe resemble neo-colonialism“, so Ásgrímsson in einer Rede im September 2004, damals noch in seiner Funktion als Außenminister. Die Schuld für den Nichtbeitritt Norwegens gab er der EU: „Moreover, I want to go as far as saying that Norway did not reject EU membership. One can say, and I am of that view myself, that it was the European Union that rejected Norway with unacceptable terms for membership.“<sup>69</sup> Die Kontrolle über die Fischereigründe könne, so Ásgrímsson, weder Norwegen noch Island abgeben.

In der Fortschrittspartei hat es vor allem im Jahr 2005 Diskussionen und Veränderungen gegeben. Auf dem Parteitag wurde beschlossen, dass „die Informationsbeschaffung und die Zielausarbeitung für mögliche Abkommen sowie für eine denkbare Vorbereitung von Mitgliedsgesprächen mit der EU fortgesetzt werden soll.“<sup>70</sup> Dieser Beschluss verursachte heftigen Wirbel. Das Ergebnis wurde in der Öffentlichkeit zunächst als Kurswechsel in der Politik der Partei gewertet, was allerdings von den EU-Skeptikern sofort angezweifelt wurde. Die Auseinandersetzung um die angemessene Interpretation der Beschlüsse zeigt, wie schwierig die Position der Partei im Hinblick auf die EU ist. Die vagen Formulierungen zeugen von innerparteilichen Streitigkeiten.

<sup>67</sup> Vgl. Thorhallsson 2002, wie Fußnote 4, 353f.

<sup>68</sup> Ásgrímsson, Halldór: „Islands transatlantisches Dilemma: Wirtschaftliche Bande mit Europa – verteidigungspolitische Bande mit den Vereinigten Staaten. Europas vernachlässigter Nordwest-Rand“. Rede in der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, Berlin 14. März 2005, Offizielle deutsche Fassung.

<sup>69</sup> Ásgrímsson, Halldór: „Ocean of Opportunities“. Eröffnungsrede anlässlich der Internationalen Fischereikonferenz, Akureyri 8. September 2004.

<sup>70</sup> „Á vettvangi Framsóknarflokksins skal halda áfram upplýsingaöflun og vinnu við mótun samningsmarkmiða og hugsanlegs undirbúnings aðildarviðræðna við Evrópusambandið.“ Framsóknarflokkurinn: „Útanríkismál [auswärtige Angelegenheiten]“ (<http://www.framsokn.is>, 18. April 2005).

Einen Tag nach Ende des Parteitages gab es auf der Homepage der Partei folgendes zu lesen:

Ein schlimmer Druckfehler hatte zur Folge, dass in der Endfassung der Entscheidungen in der Außenpolitik im Internet in dem Kapitel um das heikle EU-Thema das Missverständnis aufkam, dass der Parteitag die Vorbereitung möglicher Mitgliedsgespräche mit der EU beschlossen hätte. Das war falsch, denn der Parteitag beschloss die *mögliche Vorbereitung von Mitgliedsgesprächen* mit der EU. Der Unterschied ist der, wie jeder sehen kann, dass es sich in dem einen Fall um die Vorbereitung von *möglichen Verhandlungen* handelt, im anderen Fall aber um eine *mögliche Vorbereitung* von Verhandlungen.<sup>71</sup>

Der damalige Parteivorsitzende Ásgrímsson selbst bezeichnete die Beschlüsse als einen Wendepunkt. „Dort wird eine Mitgliedschaft in der EU zur Sprache gebracht. Das ist das erste Mal, dass das in der Partei passiert.“<sup>72</sup> Gleichzeitig zeigte er sich in seiner Eröffnungsrede des Parteitages 2005 zufrieden damit, dass es innerhalb der Partei ein Interesse an einer Diskussion gebe: „Das zeigt ein Interesse an der Zukunft.“<sup>73</sup> Ásgrímsson regte eine vorurteilslose Diskussion an, nahm aber zugleich auch Rücksicht auf entgegengesetzte Positionen. In einer Rede 2006 beklagte er die mangelnde Diskussion um die europäische Integration in Island und prognostizierte, dass Island 2015 Mitglied in der EU sein werde.<sup>74</sup> In einer weiteren Rede, etwa einen Monat später, griff er die teilweise heftigen Reaktionen auf diese Vorhersage auf und bagatelli-

<sup>71</sup> „Prentvillupúkinn gerði að verkum að sá misskilningur kom upp við frágang ályktunar um utanríkismál á vefnum í kaflanum um hin viðkvæmu ESB-mál að ályktað hefði verið á flokksþinginu um undirbúning hugsanlegra aðildarviðræðna við Evrópusambandið. Þetta var rangt því flokksþingið ályktaði um hugsanlegan undirbúning aðildarviðræðna við Evrópusambandið. Á þessu er sá munur, eins og hver maður sér, að í öðru tilfallinu er um undirbúning hugsanlegra viðræðna en hinu hugsanlegan undirbúning viðræðna að ræða.“ Framsóknarflokkurinn: „Fréttir [Nachrichten]“ (<http://www.framsokn.is>, 28. Februar 2005), Hervorhebungen M.S.

<sup>72</sup> „Þar er minnst á aðild að Evrópusambandinu. Það er í fyrsta skipti sem það er gert á vettvangi flokksins.“ Ásgrímsson, Halldór: „Ræða á Alþingi [Rede im Parlament] (15. März 2005)“ (<http://www.althingi.is>, 22. März 2006).

<sup>73</sup> „Það sýnir áhuga á framtíðinni.“ Ásgrímsson Halldór: „Setningarræða Halldórs Ásgrímssonar forsætisráðherra og formanns Framsóknarflokksins á flokksþingi Framsóknarflokksins febrúar 2005 [Eröffnungsrede Halldór Ásgrímssons, Ministerpräsident und Vorsitzender der Fortschrittspartei, auf dem Parteitag der Fortschrittspartei im Februar 2005]“.

<sup>74</sup> Ásgrímsson, Halldór: „Ræða forsætisráðherra, Halldórs Ásgrímssonar, á Viðskiptaþingi, 8. febrúar 2006 [Rede des Ministerpräsidenten Halldór Ásgrímsson auf dem Wirtschaftstag, 8. Februar 2006]“ (<http://www.forsaetisraduneyti.is>, 20. März 2006).

sierte seine Äußerung. Es sei zwar eine tollkühne Vorhersage, aber er habe auch das Ergebnis des Fußballspiels zwischen Chelsea und Barcelona falsch vorausgesagt, so dass auch seine EU-Prognose falsch sein könne!<sup>75</sup>

Nach Ásgrímssons Rückzug aus der Politik 2006 übernahm zunächst Jón Sigurðsson den Parteivorsitz. Dieser betonte sofort nach seiner Wahl, das Thema einer EU-Mitgliedschaft stehe in den nächsten Jahren nicht auf der Agenda.<sup>76</sup> Damit reagierte er auf die Differenzen innerhalb der Partei. In den Beschlüssen des Parteitags der Fortschrittspartei 2007 wird die Bedeutung des EWR betont. Die Frage nach einer Mitgliedschaft Islands in der EU werde erst nach einer fundierten allgemeinen Debatte beantwortet, die unabhängig von Parteiinteressen geführt werden müsse.<sup>77</sup> Nach dem schlechten Wahlergebnis bei der Wahl 2007 gab Sigurðsson seinen Rückzug bekannt und wurde von Guðni Ágústsson abgelöst. Auch er gilt als Gegner einer EU-Mitgliedschaft, äußert sich aber generell sehr vorsichtig. In einem Interview bezeichnete er das Thema EU als größtes und schwierigstes Thema der nächsten Jahre, gleichzeitig schloss er eine Mitgliedschaft in der EU nicht aus: „Das kann niemand sagen, weder ich noch jemand anders. [...] Aber diesen Traum hege ich nicht, das ist eine ganz eindeutige Sache. [...] uns ist es gut gegangen unter einer eigenen Regierung.“<sup>78</sup>

Die Linken Grünen betonten die Selbständigkeit Islands und lehnten eine Mitgliedschaft in der EU ab. Eine EU-Mitgliedschaft würde die „Souveränität Islands und die Kontrolle der Isländer über die Ressourcen auf dem Land und im Meer beeinträchtigen.“<sup>79</sup> Jegliche Verhandlungen und Gespräche hinsichtlich einer EU-Mitgliedschaft werden kategorisch abgelehnt. Die Beziehungen zur EU sollen über Abkommen gere-

<sup>75</sup> Vgl. Ásgrímsson, Halldór: „Ræða Halldórs Ásgrímssonar forsætisráðherra á Iðnþingi 17. mars 2006 [Rede des Ministerpräsidenten Halldór Ásgrímsson auf dem Industrietag am 17. März 2006]“. (<http://www.forsaetisraduneyti.is>, 25. März 2006).

<sup>76</sup> Vgl. „Stefnir að því að vinna nýja og frækilega sigra [Strebt neue und großartige Siege an]“. In: *Morgunblaðið*, 20. August 2006, 1.

<sup>77</sup> Vgl. Framsóknarflokkurinn: „Flokksping framsóknarmanna (mars 2007) [Der Parteitag der Fortschrittspartei (März 2007)]“. (<http://www.framsokn.is>, 12. April 2007).

<sup>78</sup> „Það getur enginn sagt, hvorki ég né aðrir. [...] En ég á mér ekki þann draum, það er alveg klárt mál. [...] okkur hefur vegnað vel undir eigin stjórn.“ „Evrópumálin verða stærsta verkenfið næstu 5 til 10 árin [Die europäischen Angelegenheiten werden die größte Aufgabe der nächsten 5 bis 10 Jahre]“. In: *Fréttablaðið*, 16. Januar 2005, 18.

<sup>79</sup> „slík aðild myndi skerða fullveldi Íslands og forræði þjóðarinnar yfir auðlindum lands og sjávar.“ Vinstrihreyfingin-grænt framboð: „Sjálfstæð utanríkisstefna [Selbständige Außenpolitik]“. (<http://www.vg.is>, 4. Juni 2005).

gelt werden, beispielsweise im Bereich von Wissenschaft und Forschung. Die Partei will den Interessen der isländischen Wirtschaft durch bilaterale Handelsabkommen nachkommen und favorisiert solche auch gegenüber dem EWR, dem sie ebenfalls skeptisch gegenüber steht. Drastischer ist die Einstellung in Bezug auf die NATO und das Verteidigungsabkommen mit den Vereinigten Staaten. Beides lehnt sie als einzige Partei des Landes ab.<sup>80</sup>

Die Liberale Partei betont die Bedeutung der Hoheitsrechte in der Fischerei für die EU-Frage. Eine Mitgliedschaft in der EU sei nur dann in Betracht zu ziehen, wenn die isländischen Interessen hinsichtlich einer vollkommenen Kontrolle der Fischereigründe abgesichert seien. Solange die Fischereipolitik der EU unverändert sei, komme eine Mitgliedschaft nicht in Frage.<sup>81</sup> Man wartet ab und schaut, was passiert.<sup>82</sup>

### *Organisierte gesellschaftliche Gruppen*

Die Fischereiindustrie bildet den Kern der isländischen Interessengruppen, die gegen die EU votieren. Damit steht sie im Gegensatz zu anderen Industriezweigen, die im Hinblick auf eine Mitgliedschaft deutlich positiver eingestellt sind. Der angesprochene Kontrast wird besonders deutlich bei einer Gegenüberstellung der relativ positiven Positionen des Arbeitgeberverbandes *Samtök iðnaðarins* und des Gewerkschaftsbundes *Alþýðusamband Íslands* auf der einen sowie der negativen Einstellung des Arbeitgeberverbandes der Fischindustrie *Landsamband íslenskra útvegsmanna* auf der anderen Seite. Darüber hinaus sind zwei Zusammenschlüsse erwähnenswert: die EU-skeptische Bewegung *Heimssýn* („Weltsicht“) und der pro-europäische *Evrópusamtökin* („Europa-Verein“). Beide sind allerdings im Moment aufgrund der begrenzten Diskussion des EU-Themas nur eingeschränkt aktiv.

Fischerei und Landwirtschaft haben traditionell einen bedeutenden Einfluss in Island. Die ländlichen Regionen mit ihren starken Fischerei- und Landwirtschaftsinteressen sind im Vergleich zu den Städten im isländischen politischen System überrepräsentiert. Das Wahlsystem wirkt sich vorteilhaft für die ländlichen Regionen aus. Nach der Re-

<sup>80</sup> Vgl. *Vinstrihreyfingin-grænt framboð* 2006: „Alþjóðamál [Internationale Angelegenheiten]“. (<http://www.vg.is>, 17. März 2006).

<sup>81</sup> Vgl. *Frálsýndi flokkurinn*: „Útanríkismál [Auswärtige Angelegenheiten]“. (<http://www.xf.is>, 17. März 2006).

<sup>82</sup> Vgl. Kristinsson 1996, wie Fußnote 57, 150.

organisation der Wahlbezirke 2003 hat sich das zwar abgeschwächt, dennoch gibt es immer noch ein beträchtliches Ungleichgewicht: 37 Prozent der Isländer leben in den ländlichen Regionen, diese wählen aber fast die Hälfte der Abgeordneten im Parlament.<sup>83</sup> Wie Thorhallsson betont, haben viele Parlamentsabgeordnete enge Beziehungen zur Fischerei und Landwirtschaft.<sup>84</sup> Auch stehen die Interessengruppen der Fischerei-Industrie immer in einer engen Wechselbeziehung mit der Regierung, wie Kristjánsson betont: „It was very difficult to draw a clear line between interest groups and the state.“<sup>85</sup> Im Laufe der Jahre haben aber auch andere Interessengruppen ihren Einfluss verstärkt.<sup>86</sup>

Kristinsson sieht bezüglich der EU-Frage drei „Schulen“: die Nationalisten, die Pragmatiker und die Integrationswilligen.<sup>87</sup> Die Nationalisten lehnen eine EU-Mitgliedschaft (einige auch die EWR-Mitgliedschaft) ab. Sie sehen darin eine Bedrohung der nationalen Identität sowie der Unabhängigkeit, die man im Selbständigkeitskampf errungen habe. Eine Mitgliedschaft in der EU wird abgelehnt, weil Island dann seine Einzigartigkeit verliere. Zu dieser Gruppe kann man die EU-Skeptiker *Heimssýn* zählen. Die Pragmatiker stehen einer EU-Mitgliedschaft ebenfalls ablehnend gegenüber, allerdings nicht aus ideologischen Gründen, sondern wegen der Gefahren für die Fischereiwirtschaft. Sie sehen den großen Vorteil des EWR darin, dass dort die Gemeinsame Fischereipolitik (GFP) der EU nicht enthalten ist. Ein Beitritt in die EU würde eine Eingliederung in die GFP bedeuten, und damit ginge die Kontrolle über die Fischereigründe verloren. Hier kann man auch die Position des Arbeitgeberverbandes der Fisch-

<sup>83</sup> Vgl. Ders. und Thorhallsson 2004, wie Fußnote 44, 158.

<sup>84</sup> Vgl. Thorhallsson 2002, wie Fußnote 4, 357f. Thorhallsson spezifiziert hier nicht, was genau diese „connections“ sind. Allerdings holen Thorhallsson und Vignisson dies 2004 nach: „Members of the Althingi are regarded as having connections to the occupational sectors if it is stated in *Alþingismannatal* (a published collection of biographical sketches of members of the Althingi) or on the Althingi’s website that they worked for more than one year in one of the relevant sectors or held qualifications in a relevant occupation (e.g. a certificate as a ship’s mate or a qualification in agriculture or an industrial trade).“ Thorhallsson, Baldur und Hjalti Thor Vignisson: „Life is First and Foremost Saltfish“. In: Thorhallsson 2004, wie Fußnote 3, 67–102, hier 79f.

<sup>85</sup> Kristjánsson, Svanur: *Corporatism in Iceland? Paper prepared for Discussion in Workshop on „Corporatism in Liberal Democracies“ in European Consortium for Political Research. Grenoble, April 6.–12. Reykjavík 1978*, hier 15.

<sup>86</sup> Vgl. Harðarson 1999, wie Fußnote 47, 481.

<sup>87</sup> Kristinsson 2000, wie Fußnote 6, 152.

industrie einordnen. Die Integrationswilligen stehen einer EU-Mitgliedschaft positiv gegenüber. Sie vertreten die Auffassung, dass man hinsichtlich des empfindlichen Themas der Fischereipolitik zu einer Einigung mit der EU kommen könne. Die EU könne kein Interesse daran haben, die Wirtschaft eines ihrer Mitgliedstaaten zu beschädigen. Mit einem Beitritt in die EU würde den Interessen des Landes am besten gedient, der EWR allein reiche nicht mehr aus. Zu dieser Gruppe kann man die Föderation *Samtök iðnaðarins*, den Gewerkschaftsbund *Alþýðusamband Íslands* und den Europa-Verein *Evrópusamtökin* zählen.<sup>88</sup>

Betrachtet man die Einstellung der Bevölkerung, so zeigt sich, dass ein erstaunlich hoher Anteil der Isländer für eine EU-Mitgliedschaft aufgeschlossen ist. Eine Umfrage aus dem Frühjahr 2007 zeigt eine Zustimmung von 57,9 Prozent für den Beginn von Mitgliedsgesprächen mit der EU; 42,7 Prozent der Isländer stehen einer Mitgliedschaft ihres Landes in der EU positiv gegenüber, 49,6 Prozent sind für eine Einführung des Euro anstelle der isländischen Krone.<sup>89</sup> 52,3 Prozent sind der Auffassung, eine Mitgliedschaft in der EU würde sich positiv auf ihre persönlichen Lebensverhältnisse auswirken, nur 29,1 Prozent vertreten die gegenteilige Position (18,5 Prozent sagen „weder-noch“). Gefragt nach den antizipierten wirtschaftlichen Auswirkungen für Island erwarten über die Hälfte der Befragten (55,7 Prozent) positive Effekte für das Land. Etwa ein Drittel (32,4 Prozent) von ihnen befürchten negative Auswirkungen für das Land (11,8 Prozent sagen „weder-noch“).

In einer längerfristigen Perspektive fällt jedoch auf, dass die Einstellungen zu einer Mitgliedschaft in der EU schwanken und zeitweilig starke Veränderungen zu erkennen sind. So dominierte beispielsweise von 1997 bis zum Frühjahr 2002 die Pro-Seite, danach wurde sie schwächer. Mitte des Jahres 2002 lagen Befürworter und Gegner gleichauf. In der darauf folgenden Umfrage im Frühjahr 2003 war die Gruppe der Gegner erstmals größer als die der Befürworter. Danach stieg die Anzahl der Unter-

<sup>88</sup> Darüber hinaus könnte man noch eine vierte Gruppe hinzufügen, die der Unentschiedenen und Uneinigen. Dazu kann man u. a. die isländische Handelskammer *Verzlunaráðið* zählen.

<sup>89</sup> Bei der Frage nach der Aufnahme von Mitgliedsgesprächen sind 27 Prozent dagegen, 15,1 Prozent sagen „weder-noch“. Bei der Frage nach einer Mitgliedschaft sind 33,9 Prozent dagegen, 23,3 Prozent sagen „weder-noch“. Bei der Frage nach der Einführung des Euro sind 37,8 Prozent dagegen, 12,6 Prozent sagen „weder-noch“; vgl. capacent GALLUP: *Samtök iðnaðarins. Viðhorf almennings til ESB. Viðhorfsrannsókn. Febrúar 2007 [Verband der Industrie. Einstellungen der Bevölkerung zur EU. Meinungsumfrage. Februar 2007]*. Reykjavík 2007.

stützer wieder an. Seit Frühjahr 2004 überwiegt wieder die positive Einstellung zu einer Mitgliedschaft in der EU, diese schwankt allerdings zwischen 40 und 46 Prozent.<sup>90</sup> Es zeigt sich auch, dass ein Unterschied zwischen einem Beitritt zur EU und Gesprächen mit der EU gemacht werden muss. So ist die positive Einstellung besonders ausgeprägt, wenn (nur) nach der Aufnahme von Mitgliedsgesprächen gefragt wird. Die Unbeständigkeit der Einstellungen deutet darauf hin, dass viele der Befragten es für ein Risiko halten würden, Mitgliedsgespräche zu führen und ein Referendum über einen Beitritt in die EU abzuhalten.<sup>91</sup>

### **Gründe für die Nicht-Bewerbung**

Warum hat sich Island im Gegensatz zu den anderen nordischen Ländern bis heute nicht um eine Mitgliedschaft in der EU beworben? Im Folgenden stelle ich sechs Argumentationen aus der Kleinstaatenforschung vor.<sup>92</sup> Zwei beschäftigen sich mit Islands Beziehungen im internationalen System, vier beziehen sich auf die nationale Ebene.

Gemäß Katzenstein erfahren Kleinstaaten die politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen europäischer Integration in Abhängigkeit von ihrer Verwicklung in diesen Prozess. „States deeply involved in European integration [...] experience these effects as soft constraints. States whose embeddedness is still very limited and restricted [...] experience the effects as hard constraints.“<sup>93</sup> Folglich versuchen die Staaten durch tiefere Einbindung die Zwänge zu reduzieren. Mit diesem Ansatz lässt sich zwar erklären, warum Island engere Bindungen zur EU gesucht hat, nicht aber, warum eine Mitgliedschaft in der EU nicht angestrebt wurde.<sup>94</sup>

Archer und Sogner hingegen argumentieren insbesondere im Hinblick auf Norwegen, dass Sicherheit eine Schlüsselvariable für die Erklärung der (norwegischen) Herange-

<sup>90</sup> Auf die wahrscheinlichen Gründe für diese Schwankungen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

<sup>91</sup> Vgl. Thorhallsson 2002, wie Fußnote 4, 371.

<sup>92</sup> In Anlehnung an Thorhallsson 2004, wie Fußnote 3, 8ff.

<sup>93</sup> Katzenstein, Peter J.: „The Smaller European States, Germany, and Europe“. In: Ders. (Hg.): *Tamed Power. Germany in Europe*. Ithaca 1997, 251–304, hier 260f.

<sup>94</sup> Vgl. Thorhallsson, Baldur: „Partial Engagement. A Practical Solution“. In: Ders. 2004, wie Fußnote 3, 61–66, hier 65.

hensweise an die europäische Integration sei.<sup>95</sup> Während eines Lebens „under the protective wings of the American eagle“<sup>96</sup> gab es für die isländische politische Elite keine Anreize für eine Integration aufgrund sicherheitspolitischer Überlegungen.<sup>97</sup> Nach dem Ende des Kalten Krieges haben die US-Amerikaner ihre Präsenz verringert, aufgrund isländischen Widerstands zunächst in geringerem Maße als geplant.<sup>98</sup> Im März 2006 verkündeten die US-Amerikaner allerdings den Abzug der Kampfjets und Helikopter inklusive des Militärs bis spätestens September 2006. Das Verteidigungsabkommen von 1951 bleibt aber in Kraft und die neuen, größtenteils geheimen Vereinbarungen zwischen der US- und der isländischen Regierung beinhalten unter anderem regelmäßige Übungen des US-Militärs in Island und Kommunikationspläne für den Krisenfall.<sup>99</sup> Zusätzlich wurden Kooperationsabkommen mit Dänemark und Norwegen geschlossen. Damit ist das Land sicherheitspolitisch nun näher an Europa gerückt.

Des Weiteren gilt es, nationale Faktoren in die Diskussion einzubeziehen. Ingebritsen verweist zur Erklärung, warum sich die nordischen Staaten im Hinblick auf die europäische Integration so deutlich voneinander unterscheiden, auf den jeweils führenden Wirtschaftsektor. Aufgrund der großen Bedeutung der führenden Wirtschaftssektoren in kleinen exportabhängigen Staaten ist deren Position ausschlaggebend für den Kurs der Regierung im Hinblick auf die EU.<sup>100</sup> „Nowhere are the interests of one particular sector so important to the state as in Iceland.“<sup>101</sup> Das hohe und nachhaltige Wirtschaftswachstum, das Island in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem der reichsten Länder der Welt gemacht hat, wird nicht zuletzt auf das Erlangen der Kon-

<sup>95</sup> Archer, Clive und Ingrid Sogner: *Norway, European Integration and Atlantic Security*. Thousand Oaks 1998.

<sup>96</sup> Hálfðanarson 2004, wie Fußnote 3, 140.

<sup>97</sup> Vgl. Thorhallsson und Vignisson 2004, wie Fußnote 21, 123.

<sup>98</sup> Vgl. ebd., 111ff.

<sup>99</sup> Vgl. „Orrustubotur og björgunarþyrlur fluttar á brott fyrir lok september [Abzug der Kampfjets und Rettungshubschrauber vor Ende September]“. In: *Morgunblaðið*, 15. März 2006; Corgan, Michael T.: „Free at last“. In: *Stjórnsmál og stjórnisýsla* 2 (2006:2), 7–10; Ingimundarson, Valur: „Eftir ‚bandarísku öldina‘: Samstarf Íslands við aðrar Evrópuþjóðir í öryggismálum [Nach dem ‚amerikanischen Zeitalter‘: Islands Zusammenarbeit mit anderen europäischen Nationen in Sicherheitsfragen]“. In: Silja Bára Ómarsdóttir (Hg.): *Ný staða Íslands í utanríkismálum. Tengsl við önnur Evrópulönd [Die neue Position Islands in auswärtigen Angelegenheiten. Verbindungen zu anderen europäischen Ländern]*. Reykjavík 2007, 153–163.

<sup>100</sup> Vgl. Ingebritsen 1998, wie Fußnote 1, 113.

<sup>101</sup> Ebd., 127.

trolle über die Fischgründe zurückgeführt. Das Hauptziel der Regierung war immer die Verteidigung von Fisch und Fischereimarkt.<sup>102</sup> Thorhallsson und Vignisson zeigen jedoch, dass Fisch als das „Rückgrat“ der isländischen Wirtschaft zur Erklärung, warum Island bis heute nicht der EU beigetreten ist, nicht ausreicht.<sup>103</sup> Zwar hat der isländische Fischereisektor mächtige Interessengruppen vorzuweisen und enge Beziehungen zu Politikern und Parteien aufgebaut, aber weder hatten diese Interessengruppen eine herausragende Position in den diversen Komitees, die die Bedeutung der EU für Island evaluieren sollten, noch hat sich die Fischindustrie direkt an den einschlägigen sozialen Bewegungen beteiligt. Darüber hinaus ist es nicht der Fischereisektor allein, der enge Beziehungen zu Politikern aufrechterhält. Thorhallsson und Vignisson schlussfolgern: „It is an overstatement that the fisheries sector is the controlling variable in Iceland’s approach to European integration.“<sup>104</sup>

Thorhallsson und Vignisson betonen, dass die Politiker ihre Verweise auf die „Zerstörungskraft“ der GFP für die isländische Wirtschaft auch dazu nutzen, die Diskussion über eine Mitgliedschaft zu begrenzen.<sup>105</sup> Die politische Elite beruft sich auf den Fisch, um sich nicht weiter mit dem Thema beschäftigen zu müssen. Dabei ignoriert sie den möglichen Spielraum, der im Hinblick auf die EU-Fischereipolitik zur Verfügung stehen könnte. Da die GFP auf historische Fangquoten und -rechte (so genannte relative Stabilität) Rücksicht nimmt, würde sich de facto wenig bis nichts ändern, wenn die Entscheidungen über Quoten in Brüssel und nicht in Reykjavík fielen.<sup>106</sup>

<sup>102</sup> Vgl. z. B. ebd., 126ff.; sowie Benediktsson 2003, wie Fußnote 23, 14.

<sup>103</sup> Sie überprüfen dabei insbesondere die von Ingebritsen hervorgehobenen drei verschiedenen Wege der Einflussnahme der führenden Wirtschaftssektoren auf die Regierung (Interessengruppen, Parteien und soziale Bewegungen). Vgl. Ingebritsen 1998, wie Fußnote 1, 157ff.; sowie Thorhallsson und Vignisson 2004, wie Fußnote 84, 67ff.

<sup>104</sup> Ebd., 86.

<sup>105</sup> Vgl. ebd., 97.

<sup>106</sup> Vgl. z. B. Hauksson, Úlfar: *Gert út frá Brussel? Íslenskur sjávarútvegur og Evrópusambandið – ESB rannsóknud út frá hugsanlegri aðild Íslands að sambandinu [Entschieden in Brüssel? Die isländische Fischerei und die EU – Die EU untersucht ausgehend von einem möglichen Beitritt Islands zur Union]*. Reykjavík 2002, hier 155ff.; Kristinsson 1996, wie Fußnote 57, 154; Einarsson, Eiríkur Bergmann: *Evrópusamruninn og Ísland [Europäische Integration und Island]*. Reykjavík 2003, hier 110ff.

Sowohl Gsthöl als auch Neumann betonen die Bedeutung nationaler Identität in den Prozessen der europäischen Integration.<sup>107</sup> Die unzureichende politische Debatte über eine isländische Mitgliedschaft in der EU kann man am besten verstehen, wenn man die Logik des politischen Diskurses in seinen geschichtlichen Zusammenhang stellt und Referenzen und Ziele beleuchtet.<sup>108</sup> Der nationale Diskurs in Island besitzt aufgrund der geographischen Isolation, der relativen Homogenität der Bevölkerung und des wirtschaftlichen Wohlstands eine besondere Dynamik und Intensität.<sup>109</sup> Unabhängigkeit und Souveränität gelten als „the life-blood of the nation“,<sup>110</sup> als „die wertvollste Ressource“<sup>111</sup> des Landes. Die lange Abhängigkeit von Dänemark, die noch relativ „neue“ Gründung der Republik (1944) und die wiederholte Verteidigung der Fischereigründe in den Fischereikriegen haben die isländische Identität geprägt. Island hat aus diesen Machtkämpfen eine gewisse „Stärke“ gewonnen. Selten hat ein kleiner Staat im Konflikt mit einem großen so viel für sich entscheiden können wie die Isländer in den Fischereikriegen.<sup>112</sup> Das stärkste Argument gegen eine Integration in die EU ist der vermeintliche Verlust der Erfolge des Selbständigkeitskampfes. „Die Kontrolle über die Fischereigründe, die das Land umgeben, kann niemals als Verkaufsware benutzt werden. Dann wäre um wenig gekämpft worden und die Nation wäre am 17. Juni 1944 [Gründungstag der Republik, M.S.] am Besten zu Hause geblieben.“<sup>113</sup> In der Betonung der „Fischfrage“ geht es um mehr als um wirtschaftlichen Profit, es geht um Wahrnehmungen, Emotionen und eine nationale Identität, die ihre Wurzeln viel tiefer in der Geschichte des Landes haben.

<sup>107</sup> Vgl. Gsthöl, Sieglinde: *Reluctant Europeans. Norway, Sweden and Switzerland in the Process of Integration*. Boulder 2002; Neumann, Iver B.: „The Nordic States and European Unity“. In: *Cooperation and Conflict* 36 (2001:1), 87–94.

<sup>108</sup> Vgl. Hálfðanarson 2004, wie Fußnote 3, 130.

<sup>109</sup> Ebd., 140.

<sup>110</sup> Thorhallsson und Vignisson 2004, wie Fußnote 21, 108.

<sup>111</sup> „Dýrmætasta auðlindin“. Arnalds, Ragnar: *Sjálfstæðið er sívirk auðlind [Unabhängigkeit ist eine immerwährende Ressource]*. Reykjavík 1998, hier 14.

<sup>112</sup> Vgl. Habeeb, William: *Power and Tactics in International Negotiation: How Weak Nations Bargain with Strong Nations*. Baltimore 1988, hier 100ff.

<sup>113</sup> „Yfirráð yfir fiskimiðunum í kringum landið geta aldrei orðið söluvara. Þá hefði verið til lítils barist og þjóðinni verið best að sitja heima 17. júní 1944.“ Oddsson, Davíð: „Áramót-Ávarp Davíðs Oddssonar forsætisráðherra [Ansprache des Ministerpräsidenten Davíð Oddsson zum Jahreswechsel]“. In: *Morgunblaðið*, 3. Januar 1995.

Eine weitere These von Kristinsson und Thorhallsson beschäftigt sich mit den besonderen Charakteristika der politischen Elite in Island.<sup>114</sup> Die politische Elite in Island hat ein eingeschränktes Blickfeld in Bezug auf Europa. Die EU wird vor allem als ein wirtschaftliches Instrument wahrgenommen, nicht als politisches Forum. Die Elite hat sich den Prozessen der europäischen Integration vorwiegend mit Überlegungen für einen besseren Zugang zum europäischen Markt genähert. Damit beschränkte sich auch die Wahrnehmung möglicher Vorteile einer Mitgliedschaft auf wirtschaftliche Aspekte. Darüber hinaus waren auch die wirtschaftlichen Beziehungen Islands lange Zeit durch Großbritannien, Die USA und die UdSSR dominiert. Von den sechs Gründungsländern der europäischen Zusammenarbeit war nur Deutschland ein Haupthandelspartner. Hinzu kommt, dass viele Politiker und höhere Beamte ihre Ausbildung entweder außerhalb der EU (vor allem in den USA) oder aber in einem der Länder absolviert haben, die der europäischen Entwicklung skeptisch gegenüber stehen (Dänemark, Großbritannien).<sup>115</sup> Das verändert sich neuerdings, aber die Auswirkungen sind heute noch nicht festzustellen.

Als weiteren wichtigen Punkt verweist Thorhallsson auf die besonderen Merkmale der isländischen Verwaltung.<sup>116</sup> Die isländische Verwaltung ist charakterisiert durch ihre Schwäche und geringe Größe. Besonders deutlich wird dies im Vergleich mit anderen nordischen Ländern: Im April 2001 arbeiteten in Island im Auswärtigen Dienst nur 150 Personen, im Vergleich zu 1150 in Norwegen und 1663 in Dänemark.<sup>117</sup> Thorhallsson argumentiert, dass eine derart kleine Verwaltung Auswirkungen auf die Schnelligkeit und Effektivität beim Treffen von Entscheidungen habe. Ein Mangel an Kapazität und Expertise erhöhe die Abhängigkeit der politischen Elite von externer Unterstützung und damit den Einfluss von Interessengruppen. Auch wenn sich die isländische Verwaltung in den letzten Jahren stetig vergrößert und professionalisiert hat – von 1991 bis 2003 hat sich die Zahl der Beschäftigten fast verdoppelt – habe sie, so Thorhalls-

<sup>114</sup> Kristinsson und Thorhallsson 2004, wie Fußnote 44.

<sup>115</sup> Vgl. ebd., 153f.

<sup>116</sup> Vgl. Thorhallsson, Baldur: *The Role of Small States in the European Union*. Aldershot 2000; Ders.: „Shackled by Smallness. A Weak Administration as a Determinant of Policy Choice“. In: Ders. 2004, wie Fußnote 3, 161–184.

<sup>117</sup> Ebd. 164, Tabelle 10.1.

son, den Spielraum einer isländischen Beteiligung an den Integrationsprozessen Europas begrenzt.<sup>118</sup>

Der isländische „Sonderweg“<sup>119</sup> ist also auf mehrere Faktoren zurückzuführen. „A distinctive combination of domestic and international factors provides explanations for the different approach of the government of Iceland to the European integration.“<sup>120</sup> Keine der beschriebenen Faktoren kann allein das Widerstreben der isländischen politischen Elite gegenüber der EU erklären. Welches Gewicht die einzelnen Faktoren jedoch haben und wie sie zusammenspielen, bleibt weiteren Forschungen überlassen.

### **Zwischen Skepsis und Annäherung**

Die isländische politische Elite hat das Thema EU weitgehend erfolgreich aus dem politischen Diskurs ausgeblendet und es so der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen. „Iceland has opted out of, or rather, opted against, finding out whether it could join the European Union on acceptable terms“.<sup>121</sup> Es handelt sich hier nach wie vor mehr um eine *Non-Decision on Membership*, wie Kristinsson die Situation Islands bereits Mitte der neunziger Jahre bezeichnete.<sup>122</sup> Dennoch kann nicht übersehen werden, dass Island im Laufe der letzten Jahrzehnte engere Bindungen zur europäischen Integration und damit zur heutigen EU gesucht hat.

Im Diskurs der politischen Elite spielt die nationale isländische Identität sowie die Selbständigkeit und Souveränität des Landes eine herausragende Rolle; faktisch wurden dennoch Integrationsprozesse vollzogen. Die politische Elite hat das Land, wie beschrieben, näher an die europäische Integration herangeführt, darüber aber nicht gesprochen. „They have not hesitated to limit the legislative power of the Icelandic parliament through international treaties, but it has been very difficult for them to *admit* that the treaties have had these effects.“<sup>123</sup>

<sup>118</sup> Vgl. ebd., 168ff.

<sup>119</sup> Hálfðanarson 2004, wie Fußnote 3, 129.

<sup>120</sup> Thorhallsson 2001, wie Fußnote 19, 275.

<sup>121</sup> Hálfðanarson 2004, wie Fußnote 3, 140.

<sup>122</sup> Kristinsson 1996, wie Fußnote 57.

<sup>123</sup> Hálfðanarson 2004, wie Fußnote 3, 138.

Bezüglich der zukünftigen Entwicklungen kann man sich die „drei denkbaren Wahlmöglichkeiten“<sup>124</sup> Islands vor Augen führen: Neben einer Mitgliedschaft in der EU ist das die Aufrechterhaltung der EWR-Mitgliedschaft und als drittes die so genannte „Schweizer Lösung“, eine ausschließlich auf Verträgen in einzelnen Gebieten basierende Bindung. Für die erste Wahlmöglichkeit spricht zurzeit nichts. Es gibt in Island derzeit keine Anzeichen dafür, dass eine Bewerbung um eine Mitgliedschaft in der EU bevorsteht. Auch die „Schweizer Lösung“ ist eher unwahrscheinlich. Trotz vereinzelter Kritik am EWR-Vertrag herrscht heute in Island ein breiter Konsens über die vorteilhaften Auswirkungen des EWR auf Island und die isländische Wirtschaft. Mit dem EWR werden wichtige Märkte erschlossen und eine Zusammenarbeit in zentralen Bereichen wie Wissenschaft und Forschung gefördert. Gleichzeitig umfasst er *nicht* die gemeinsame Fischerei- und Landwirtschaftspolitik der EU. Als der Vertrag Anfang der neunziger Jahre ausgehandelt wurde, betonten seine Befürworter, mit ihm bekämen die Isländer „alles für nichts“<sup>125</sup>, so deutlich sei der wirtschaftliche Gewinn im Vergleich zu den Kosten. Dabei wurde die wirtschaftliche Bedeutung damals sogar geringer eingeschätzt als sie schließlich tatsächlich war.<sup>126</sup> Geschickt hat Island sich so die Vorteile der europäischen Integration gesichert und die Nachteile außen vor gelassen.

Anders sähe es aus, wenn Norwegen der EU beitreten würde. Dadurch würde nicht nur der EWR geschwächt, sondern auch die nordische Zusammenarbeit, einer der Eckpfeiler der isländischen Außenpolitik. Island wäre dann das einzige nordische Land außerhalb der EU. Es ist fraglich, ob für Island eine solche Isolation akzeptabel wäre und ob sich unter solchen Voraussetzungen eine Aufrechterhaltung des EWR lohnen würde. Da es in Norwegen allerdings gegenwärtig keine Anzeichen für eine erneute Bewerbung gibt, steht der EWR derzeit auf gesichertem Grund.

<sup>124</sup> „Þrír hugsanlegir valkostir“. Arnórsson, Auðunn u. a.: *Ísland og Evrópusambandið: EES, ESB-aðild eða „svissnesk lausn“? [Island und die Europäische Union: EWR, EU-Mitgliedschaft oder „Schweizer Lösung“?]*. Reykjavík 2003, hier 80.

<sup>125</sup> „allt fyrir ekkert“. Árnason, Arni Páll 2003: „Fengum við kannski allt fyrir ekkert [Bekamen wir vielleicht alles für nichts] (28.02.2003)“. (<http://www.arnipall.is>, 12. März 2006).

<sup>126</sup> Vgl. ebd.

# Better than Europe\*

## Eurosceptical self-descriptions in Norway and Switzerland

*Jochen Hille*

### **Summary**

In Norway and Switzerland the majority of the people rejected EU-integration in several referenda. The emotionality and the enormous mobilization that took place in the debates on integration cannot be sufficiently explained by economic and political reasons. Instead, the main resource aiding this eurosceptic mobilisation for lies more in reactivating deeply rooted descriptions of the national self and those of the 'others'. Carving out these collective images, this paper compares how the major eurosceptical actors of Switzerland and Norway describe their actions as meaningful in their iconography and narrations. Eurosceptics perceive themselves mainly as defenders of the national community and its nation-state, which are regarded as warm, natural, close, just, efficient, peaceful and democratic, while an integrated Europe is perceived as a distant, cold and bureaucratic super-state EU.

### **Zusammenfassung**

In Norwegen und der Schweiz haben die Bevölkerungen die EU-Integration in Volksabstimmungen mehrheitlich abgelehnt. Die enorme Mobilisierung und Emotionalisierung in den Integrationsdebatten kann weder durch ökonomische noch durch politische Umstände hinreichend erklärt werden. Die Hauptmobilisierungsressource der Euroskeptiker liegt vielmehr in der Reaktivierung tief verwurzelter nationaler Selbst- und Fremdbilder. Der vorliegende Beitrag zeigt, wie Akteure in der Schweiz und Norwegen ihren Integrationswiderstand mittels nationaler Erzählungen und Bildersprachen als sinnvoll darstellen. Euroskeptiker verstehen sich primär als Verteidiger der guten nationalen Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft und deren Nationalstaat beschreiben sie als wärmer, natürlicher, näher, gerechter, effizienter, friedlicher und demokratischer als das integrierte Europa, welches als ferner, kalter, bürokratischer Superstaat EU dargestellt wird.

---

*Dr. Jochen Hille is a political scientist and member of the Research Group for Northern European Politics (FOR:N) at Humboldt-Universität zu Berlin. Contact: jochenhille@compuserve.de*

## Introduction

The deep blue colour of the European flag is the background for discourse about Europe coming from politicians and social scientists. The flag with its stars, and other European symbols are widely used as icons at their conferences. The basic assumptions made by social science research focusing on European Integration are that integration is both positive and that it is an ongoing process. Both assumptions might be right and true, but they pre-empt our way of understanding and make it impossible to understand eurosceptics.<sup>1</sup> Seen from a pro-EU point of view, eurosceptics can only be described as ignorant and backward nationalists or as defenders of special interests. But both of the above are misleading descriptions for eurosceptical views.<sup>2</sup> Indeed, it is true that eurosceptics are “nationalists” in the definition that they prefer and defend their national community and national political system against EU-integration.<sup>3</sup> However, to get an understanding of the motivations behind euroscepticism, we need to understand eurosceptic values and self-images as well as their images of Europe. According to Gebhardt it is necessary to understand the cultural core – the collective virtue system – to get an insight into the motivations of actors.<sup>4</sup>

For a better understanding of eurosceptical ideologies, I will compare the core-arguments and ideologies of eurosceptics in two of the most eurosceptical countries, Switzerland and Norway. Choosing these two countries for comparison is not only motivated by the fact that they both are among the very few countries in Western Europe

\* This article is based on the PhD thesis *Gute Nation oder Europa? Euroskeptizismus in Norwegen und der deutschsprachigen Schweiz*. Berlin 2005. The full text can be downloaded from the internet (<http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/hille-jochen-2005-07-13/HTML/>).

<sup>1</sup> The author's basic view on the production of knowledge is rooted in stoicism and scepticism. In contrast to dominant discourses the term “eurosceptic” is used in a strictly neutral (indifferent) meaning and as a simple description of a well founded political “sceptical” standpoint concerning integration: There are people who regard European Integration as positive, while others – the eurosceptics – give reasons as to why they are sceptical concerning European Integration.

<sup>2</sup> See Schymik, Carsten: *Europäische Anti-Föderalisten. Volksbewegungen gegen die Europäische Union in Skandinavien*. Berlin 2006.

<sup>3</sup> For the crucial role of state-nationalism for European Integration and identity formation see Cederman, Lars-Eric: *Nationalism and bounded Integration*. Florence 2000.

<sup>4</sup> See Gebhardt, Jürgen: “Politische Kulturforschung – ein Beitrag zur vergleichenden Analyse soziokultureller Ordnungszusammenhänge”. In: Constantin von Barloewen and Kai Werhahn-Mees (eds.): *Japan und der Westen*. Vol. 3, Frankfurt am Main 1986, 60–77.

which still have not become members of the EU, but also because of the differences in ‘distance’ – geographical as well as cultural – both countries experience vis-à-vis the EU. Norway being at the edge of Europe, Switzerland at the very heart of the continent, one can assume that eurosceptics in both countries do not interact with each other – unlike eurosceptics in the Scandinavian countries with one another, respectively, and as eurosceptics in Austria, Switzerland and Liechtenstein do. Therefore, their arguments will have been blurred, to a lesser extent, by mutual influences.

### **Norway and Switzerland – two different EU non-member states**

The end of the Cold War and the deepening of economic integration changed the international environment for the small European states and initiated public debates about closer links to the European Union. These debates led to referenda on full EU-membership in Austria, Finland, Sweden and Norway in 1994. The results were that Austria, Finland and Sweden joined the EU in 1995, while Norway stayed outside because the majority of the electorate rejected membership in the referendum.<sup>5</sup> However, by still being a member of the European Economic Area (EEA) Norway is integrated within the European framework in a much more institutionalised way than Switzerland.<sup>6</sup> There even membership in the EEA was rejected by the people in a 1992 referendum and by a majority of the federal states of Switzerland (Cantons). Yet, because EEA was regarded as a “training camp”<sup>7</sup> for full membership, the debate on the EEA treaty in Switzerland can be compared with the debates on full membership in the other countries.<sup>8</sup>

In some respects Switzerland and Norway have much in common. Both are small, rich countries with stable democracies and a highly educated population. They are small open corporatist economies with some sheltered sectors – especially the agricultural

<sup>5</sup> See Miles, Lee: *The European Union and the Nordic Countries*. London 1996.

<sup>6</sup> For information about the legal framework between Switzerland and the EU see the website of the Swiss public administration *Integrationsbüro* (<http://www.europa.admin.ch/>).

<sup>7</sup> This term was originally used by the protagonists of integration. Later it was also adopted by the eurosceptics in an ironical manner, to illustrate that protagonists of integration have full political integration as their long term goal.

<sup>8</sup> Kux, Stephan and Ulf Svedrup: “Fuzzy Borders and Adaptive Outsiders: Norway, Switzerland and the EU”. In: *European Integration* 22 (2000), 237–270.

sector.<sup>9</sup> But there are also basic differences: Switzerland is a highly industrialized country with an internationally competitive banking sector and a strong currency, while the Norwegian economy is based on its natural resources (in particular oil, gas, hydropower and fish), the Norwegian Krona roughly mirroring the oil price.

*Different roots of the eurosceptical organisations in Norway and Switzerland*

“No to EU” (*Nei Til EU*) is the dominant eurosceptical movement in Norway. In the campaign against EU-membership in 1994 *Nei til EU* had up to around 140 000 members. *Nei til EU* is a single issue movement against EU-membership and other forms of adaptation.<sup>10</sup> The organizational bases of *Nei til EU* rely on the interest groups of the rural Norwegian peripheries (farmers, fishing communities, counter-cultures etc.), as well as left-wing groups.<sup>11</sup> *Nei til EU* mirrors the views of large parts of Norwegian society. Left-wing intellectuals, social democratic defenders of the welfare state, Christian fundamentalists, and the strong rural Norwegian periphery provide the socio-economic background of members. On a left-right axis, the average eurosceptic is close to the political centre with a smooth tendency to the left.

In contrast to this, most Swiss eurosceptics are right-wing national conservatives.<sup>12</sup> The major political organization “Action for an Independent and Neutral Switzerland” (*Aktion für eine Unabhängige und Neutrale Schweiz*, AUNS) is based on national conservative rural forces. Their political spectrum ranges somewhere between Christian Democrats in the German province of Bavaria (*Christlich Soziale Union*, CSU) and *Freiheitliche Partei Österreichs* (FPÖ) of Jörg Haider in Austria.<sup>13</sup>

<sup>9</sup> In research, this is a very common line of argumentation for explaining why some of the small, rich European societies are reluctant concerning European Integration. See Gstöhl, Sieglinde: *Reluctant Europeans: Sweden, Norway, and Switzerland in the Process of Integration*. Boulder 2002. The major comparative study on Scandinavia is still Ingebritsen, Christine: *The Nordic States and the European Unity*. London 1998.

<sup>10</sup> Cf. *Nei til EUs* basic programme (<http://www.neitileu.no/man/organisasjon/serv/bjelker.html>, 19.10.03).

<sup>11</sup> See Bjørklund, Tor: *Om folkeavstemninger Norge og Norden 1905–1994*. Oslo 1997; Christensen, Dag Arne: “Foreign Policy Objectives: Left Socialist Opposition in Denmark, Norway and Sweden”. In: *Scandinavian Political Studies* 21(1998:1), 51–70.

<sup>12</sup> On the programmatic viewpoints against socialism see Blocher, Christoph: *Freiheit statt Sozialismus. Aufruf an die Sozialisten in allen Parteien*. Zürich 2000.

<sup>13</sup> For the programmatic views of the movement see its website <http://www.auns.ch>.

Basic differences between Swiss and Norwegian eurosceptics organisations concern their original objectives. *Nei til EU* is a single-issue movement, which only represents views against EU-membership and does not take a pronounced stance in domestic political debates. *Nei til EU* even supports the membership of Norway in the UN and in other international organizations. In contrast to this, AUNS was founded against Swiss membership in the United Nations. This organization is against any form of integration into NATO, EU or even UN because it regards this as a hindrance to Swiss self-determination and neutrality.<sup>14</sup> Furthermore AUNS takes a strong stance in Swiss domestic politics. It is strongly linked with the national conservative and right-populist Swiss Peoples Party (*Schweizerische Volkspartei*, SVP) – a former peasant party.

Albeit Swiss, the eurosceptical AUNS is much more concerned with other issues than *Nei til EU* and it takes a much more extreme stance within the debate. The common eurosceptical voter can be supposed to be much more moderate in their views on integration, than those of the Swiss movement. The Norwegian eurosceptical organization *Nei til EU* is much closer to the views of the voters and it expresses the overall eurosceptical views of large parts of Norwegian society, even though leftist lines of eurosceptical argumentation concerning equality within society, women's emancipation and environmental concerns appear more important in the programme of *Nei til EU* than they are for the general electorate.

### *Socio-economic profile of eurosceptics*

The ideal typical socio-economic profile of eurosceptics is a low degree of education and a low socio-economic status, a person residing in the rural periphery.<sup>15</sup> That people in the rural areas are more eurosceptical than elsewhere is not very surprising, since rural interest in state subsidies,<sup>16</sup> as well as those moulded by political traditions of local rule and subsequent attitudes directed against political centres merge into a move-

<sup>14</sup> This isolationist tradition of Swiss eurosceptics can already be found in the early discussions on integration in international regimes. See Moos, Carlo: "Ja zum Völkerbund, Nein zur UNO. Die Volksabstimmungen von 1920 und 1986 in der Schweiz". In: *Schweizer Beiträge zur internationalen Geschichte*. Vol. 4, Zürich 2001.

<sup>15</sup> Listhaug, Ola and Pascal Sciarini: "Single Case or Unique Pair? The Swiss and Norwegian 'No' to Europe". In: *Journal of Common Market Studies* 35 (1997:3), 407–438.

<sup>16</sup> Direct state subsidies on the primary sector and indirect support by providing infrastructure, tax releases etc. are much higher than in the European average.

ment against Brussels. This pattern is more stable and more intense in Norway. The two referenda on European Integration in 1972 and 1994 resulted in nearly identical regional voting patterns – a clear-cut “no” to Europe came from the peripheries and a “yes” majority from the few urban centres.<sup>17</sup> While the Norwegian conflict on EU-Integration is dominated by the traditionally strong social cleavage between centres and peripheries, in Switzerland the cleavage between the eurosceptical German-speaking majority and the pro-European French-speakers must also be taken into account. Furthermore, border regions tend to be more pro-European than the geographical and historical heartland of Switzerland.<sup>18</sup> In both countries, leftist groups are against membership. But while these eurosceptical groups are isolated in Switzerland, Norwegian leftist eurosceptics do have a strong voice within *Nei til EU*.

### *How do eurosceptics campaign and agitate?*

The way of both movements' campaign in both countries is very different. AUNS is a right-wing populist movement and relies much more on polemics than on arguments. Articles in brochures and papers published by AUNS, like for example *Grauer Brief*, deal with national history. They focus on stories about neutrality as the safeguard of peace and of wealth. Again and again it is repeated that Switzerland must be understood as a defence community against foreign and undemocratic powers. In different ways, Germany and France are presented as threats: Germany because it is perceived as simply being “too big”, and France because its political system is described as the blueprint for the political system of the EU. Here, the motifs of resistance against integration are the fear of centralization and of stronger social hierarchies. French and European ways of recruiting higher civil servants are accused as a way of giving “arrogant elites” power over the common person.<sup>19</sup> This line of argumentation is similar to the Norwegian idealization of the person and their power to control political decisions within the national framework.

<sup>17</sup> Bjørklund, Tor: “Old and new patterns: The ‘no’ majority in the 1972 and 1994 EC/EU referendum in Norway”. In: *Acta Sociologica* 31 (1997:1), 143–153.

<sup>18</sup> Quantitative data on all referenda in Switzerland is accessible in the so called *Vox-Analysen* (<http://www.polittrends.ch/vox-analysen/daten.php>, 17.9.2007). On the formation of Swiss collective identity from a qualitative historical point of view see Im Hof, Ulrich: *Mythos Schweiz. Identität – Nation – Geschichte 1291–1991*. Zürich 1991.

<sup>19</sup> See AUNS (ed.): *Grauer Brief*. 1986ff.

Norwegian and Swiss eurosceptics reject the idea of a centralized or federalist Europe from different perspectives. In Norway, they defend the unitarian Lutheran nation-state, while in Switzerland they want to preserve the federal state.<sup>20</sup> For this reason, the institutional organization of a state should not be regarded as the main reason for strong euroscepticism. In other words, and in contrast to much of the national discourse on the reasons of non-integration, Swiss federalism and Norwegian unitarism are of minor importance for explaining euroscepticism in both countries. Of major importance is the belief that the nation-state, with its specific ways of institutionalizing power, is the best possible state or at least better than the EU-system.<sup>21</sup> The basic assumption is that the respective nation-state is a good state.

### **Normative motives of euroscepticism in Switzerland and Norway**

#### *Freedom, peace and war – the historical experiences and the EU-debate*

It is often said that the historical experience of the Second World War is the major source of euroscepticism in both countries. While successful neutrality is described as the reason for euroscepticism in Switzerland, Norway's status as a victim of great powers is regarded as the source of a spirit of struggle for freedom. As a paradox, neutrality and independence in Switzerland, and occupation in Norway, lead to the same result: euroscepticism.

While in Norway the linkage between the status as a victim and euroscepticism is rather weak,<sup>22</sup> we find strong empirical evidence for this historical argument in Switzerland.<sup>23</sup> This is founded on the strong belief within the Swiss population that armed neutrality in both World Wars was the reason for peace, stability and wealth in the country.<sup>24</sup> This simple interpretation of Swiss history is hardly contested either by pro-

<sup>20</sup> See Linder, Wolf: *Schweizerische Demokratie*. Bern 1999.

<sup>21</sup> Cf. Hille, Jochen: "Nationale Demokratie oder Europa? Die Integrationsdebatten in Norwegen und der Schweiz". In: *Berliner Debatte Initial* 13 (2000), 36–44.

<sup>22</sup> See Jenssen, Anders Todal et al. (eds.): *To join or not to join. Three Nordic Referendums on Membership in the European Union*. Oslo 1998, 235–265.

<sup>23</sup> See Langejürgen, Ralf: *Die Eidgenossenschaft zwischen Rütli und EWR. Der Versuch einer Neuorientierung der Schweizer Europapolitik*. Zürich 1993.

<sup>24</sup> On the Swiss discourse on neutrality see Kreis, Georg: *Kleine Neutralitätsgeschichte der Gegenwart*. Bern 2004.

European forces, by left-wing parts of Swiss society nor by historians. But yet it is still a major point of reference for a positive understanding of the Swiss state and national community. In Norway by contrast, membership in NATO – adopted as a consequence of World War experience – is broadly accepted. Therefore, discourses concerning international relations and security politics are of minor importance within the debates on European Integration.

As a consequence, it can be said that it is not a specific kind of history nor a fixed historical experience that is decisive, but the view that the nation and its nation-state are not responsible for causing war. In contrast to this, the EU is regarded as an imperial “superpower in the making”<sup>25</sup> possibly endangering peace. Contrary to much of federalist thinking about European Integration, mistrust against nationalism and the nation-state is lacking and therefore the most common argument in favour of European Integration is missing. It is not the specific histories of the countries that provide the source of euroscepticism, but an understanding of the nation and the nation-state as a positive community and an effective, peaceful way for organizing society.

### *Democracy and self-determination*

The strongest argument eurosceptics hold is that integration endangers democracy. Most no-voters and activists clearly emphasize the democracy argument. While economic arguments are mainly pro-integration arguments, the major argument of eurosceptics is that of defending democracy.

In Norway, the whole campaign against EU-integration was based on the democracy argument. In a strategic paper for the campaign before the referendum of 1994, *Nei til EU* emphasized that all separate arguments are linked to the question of who should decide.<sup>26</sup> Even in the field of economy, the major concern of *Nei til EU* is about the control and decision-making concerning rich natural resources, like fishing grounds, oil and gas.<sup>27</sup> The Swiss discourse centres around the defence of real and direct democ-

<sup>25</sup> Galtung, Johann: *The European community: A superpower in the making*. Oslo 1993.

<sup>26</sup> Compare *Nei til EU: Kampanjeplan. Strategic paper introduced on the conference of Nei til EU on 10–12 June 1994 in Trondheim*.

<sup>27</sup> On different arguments see *Nei til EU* (ed.): *Norge og EU. Virkninger av medlemskap i Den europeiske union*. Trondheim 1994.

racy, too. But due to Swiss national history, there is a second major goal: the upholding of neutrality, which is supposed to be a safeguard for peace and wealth.<sup>28</sup>

Obviously democracy is a highly normative goal, and the lack of democratic legitimacy often described by social scientists is, indeed, a weak spot for European Integration.<sup>29</sup> Therefore, eurosceptics do have good reasons to stress the endangerment of democracy through EU-integration.

Besides this, there is another aspect, which in my view is of great importance for the major impact concerning the democratic argument of eurosceptics: democracy – the idea that the people should rule – is a universal value. But, simultaneously, democracy relies on the people – a term often used for the nation. Furthermore, democratic virtues are defined in a national context and are mixed with the idea of self-rule, freedom and independence for the national community. For these reasons, I want to give some insights into the different meaning of democracy and national community within the Norwegian and Swiss EU-discourses.

Norway and Switzerland have in common a longstanding tradition of democratic rule. In Switzerland, democracy eurosceptically dates back to the legendary founding fathers of Switzerland of the 13<sup>th</sup> century. The founding of Switzerland is described as a contract of three cantons against “foreign knights”.<sup>30</sup> This myth is often used to illustrate the central ideas of the Swiss state: federalism and direct democracy. Here, the democratic community is not based on the notion of a primordial code of language or ethnic belonging, but on a contract to defend the common freedom against foreign powers.<sup>31</sup> The myth is centred around the idea of a universal contract, which by definition includes all language groups within the Swiss state. However, as a matter of fact, this myth is more popular in the German-speaking areas and communities. This might also partly explain the higher degree of euroscepticism in German-speaking Switzerland.

<sup>28</sup> See Mörgeli, Christoph (AUNS ed.): *Das Wesen der schweizerischen Neutralität*. Bern 2001.

<sup>29</sup> See Fuchs, Dieter: *Das Demokratiedefizit der Europäischen Union und die Integration Europas*. Berlin 2002.

<sup>30</sup> See for example the printed version of the oath of Rütli in AUNS (ed.): *Grauer Brief* No. 79 (2001), 2.

<sup>31</sup> See the summary of a large national research project on Swiss identity formation by Kreis, Georg et al. (eds): *Die Schweiz unterwegs. Schlussbericht des NFP 21. Kulturelle Vielfalt und Identität*. Basel 1993.

Norwegian eurosceptics emphasize that the constitution of 1814 was one of the most democratic in Europe, for its time. Here too, the values of independence – from Denmark, and of the democratic tradition of the Norwegian state, are intertwined. But in contrast to the idea of a multicultural national community in Switzerland, Norwegians are strongly connected by a primordial code of language and ethnic belonging. The links of this primordial community are strengthened by the idea of equality, which is enforced by the welfare system and the democratic nation-state. While Swiss political community is loosely tied together by the ideas of the state as a defence community,<sup>32</sup> Norwegian political community is tied together by both: the idea of a contract and strong primordial codes.

Still, the provocation from a Swiss artist that a native “Switzerland does not exist”<sup>33</sup> is often quoted in political discourse on Swiss identity, and this shows that the Swiss national community is not self-conscious.<sup>34</sup> In contrast to this, according to Iver B. Neumann, Norwegian political community is imagined as close and uncontested in public discourse.<sup>35</sup> Therefore *Nei til EU* states that Norway is a close-to-the-people democracy (*nærdemokrati*), which has at least two meanings: On one hand, this means that inside the homogeneous Norwegian national community, people have close relations to their politicians and the administrative bodies. In this sense it is about a non-hierarchical structure of society and the political system. On the other hand, according to Esborg, this describes the idealization of local democracy and of living in the Norwegian rural periphery, an idea that is close to the political notion of subsidiarity.<sup>36</sup>

Swiss eurosceptics mean something different. The people of Switzerland are heterogeneous regarding language and culture. In the eurosceptical view, the country has found the ideal system to combine economic success, freedom of the people, and a way to

<sup>32</sup> On major role of defence and the army for building Swiss identity formation see: Münger, Kurt: *Militär, Staat und Nation in der Schweiz 1798–1874. Das eidgenössische Militärwesen als Faktor der nationalen und nationalstaatlichen Integration von der Helvetischen Republik bis zur Gesamtrevision der Bundesverfassung*. Münster 2002.

<sup>33</sup> “La Suisse n’existe pas.”

<sup>34</sup> See as an example for the aggressive leftist discourse on the deconstruction of Switzerland Lerch, Freddi and Andreas Simmen: *Der leergeglaubte Staat. Kulturboykott: Gegen die 700-Jahr-Feier der Schweiz. Dokumentation einer Debatte*. Zürich 1991.

<sup>35</sup> See Neumann, Iver B.: *Norge – en kritikk. Begrepsmakt i Europa-Debatten*. Oslo 2001.

<sup>36</sup> Cf. Esborg, Line: “Mellom bakkar og berg. Om den norske EU-motstandes retoriske sted”. In: *Historien på livet. Diskusjoner om Kulturarv og Minnespolitikk*. Lund 2002, 139–258.

manage cultural diversity through regulation, tradition and its federal structure. While the Norwegian eurosceptics do not have so vivid an idea of the “close-to-the-people democracy”, Swiss eurosceptics support federalist and subsidiary views. According to eurosceptics, power should be placed on the lowest level. Norwegian eurosceptics are against centres too, but they have the political community of the Norwegian people in mind, which often is imagined as the inhabitants of the periphery.<sup>37</sup>

Swiss and Norwegian eurosceptics both follow a strong anti-centralist notion. The European Union is described as the distant centre of power. But when using this metaphor – “distance” – they mean slightly different things. Swiss eurosceptics, who describe their country as “the neutral heart of Europe”,<sup>38</sup> refer to distance towards the hierarchical, bureaucratic and nontransparent political system of the EU. Norwegian eurosceptics add a geographical meaning, in a narrower sense to this, as the popular slogan “A long way to Oslo, but even further to Brussels”<sup>39</sup> indicates. This has as its foundation the long tradition of political thinking and cleavage structure in Norway, which stresses geographical distance as an important factor for political power. In the EU-referenda, it was the periphery of Norway which clearly rejected European Integration in 1972 and 1994.<sup>40</sup> Besides the economic interest of keeping subsidies, voters followed an old 19<sup>th</sup> century pattern of political mobilization against centres and towns. Ideologically, this has the background of a national romantic idealization of the peasants and the countryside versus the decadent life in the towns. In Switzerland we find a similar feature, which describes the prototype of a Swiss as a peasant.

The common concern of eurosceptics is to defend the nation and the nation-state. This includes aspects of identity and the fear for the loss of identity within a larger European framework. This fear is directly linked to the question of democracy and legitimacy of the European Integration. Here, eurosceptics criticize the lack of democratic legitimacy on an institutional level. But beyond these arguments, the lack of trust and belonging is the most important source of euroscepticism. The nation and its state provide people with the feeling of orientation, while Europe is regarded as a distant bureaucratic organization. Swiss and Norwegian eurosceptics, despite of their deep ideological differences on a left-right axis, describe themselves as the defenders of the

<sup>37</sup> See Esborg, Line: “Om kultur, politikk og EU-kamp”. In: *Dugnad* 25 (1999:3), 5–19.

<sup>38</sup> The slogan “Das neutrale Herz Europas” is often used by AUNS.

<sup>39</sup> In Norwegian: “Langt til Oslo, lenger til Brussel.”

<sup>40</sup> Bjørklund, Tor: *Periferi mot sentrum. Landsomfattende folkeavstemninger i Norge*. Oslo 1999.

nation, national democracy and as popular movements against an elitist Europe. Due to their ideological viewpoints, Swiss eurosceptics regard European elites as social democrats, while Norwegian eurosceptics suspect European elites to be neo-liberal. The Swiss defend the image of a successful neo-liberal state, while Norwegian eurosceptics defend the concept of the Nordic welfare state.

## Conclusion

The basic ideological standpoints of the major Norwegian and Swiss major movements – *Nei til EU* and AUNS respectively – are counterposed on a left-right axis. Therefore close ties between the major eurosceptical organisations of Switzerland and Norway are impossible. They could not collaborate in any eurosceptical frame- or network, since their basic views on left-right topics like welfare are adverse.

Furthermore, the history and the form of the political mobilization demonstrated by the two eurosceptical movements AUNS and *Nei til EU* are very different. AUNS is a populist right-wing movement and actively takes part in various domestic debates. Its origins lie in opposition towards Swiss UN-membership and any kind of integration. In contrast, *Nei til EU* is a broad societal single-issue movement against EU-integration with a smooth tendency to the left and a low profile in domestic political struggles. AUNS mobilizes the electorate by retelling national myths of defence and of the democratic peasants, who are supposed to have founded Switzerland and resisted against “foreign knights”. *Nei til EU* campaigns are much more based on giving reasons, albeit underpinning this with national symbols.

Regarding their socio-economic bases, eurosceptical voters in both countries have much in common. A low degree of education, a low socio-economic status and a rural-peripheral background provide the typical socio-economic profile of eurosceptical voters. In Switzerland additionally the German-speaking majority tends to be eurosceptical.

While there is no “axis of euroscepticism” in the sense of a cross-country connection of the popular movements, the motivational structure of Swiss and Norwegians have much in common. There is strong support against political centralization in both countries, especially in the Norwegian peripheries and in the traditional heartland of Switzerland – both rural. Furthermore, the idealized common person versus Brusselian “eurocrats” is an often-used feature. Eurosceptical self-description is based on the

view that the nation and the nation-state are the best model with which to organize society – or at least better than the cold, distant, inefficient and undemocratic EU.

Here, well-founded arguments against the lack of democracy within the EU and the idealized national community, as well as the defence of its freedom, can hardly be separated. Swiss eurosceptics emphasise the glorious history of defending Switzerland's neutrality. Norwegian eurosceptics are more concerned about their national welfare state as a national symbol for the good national community, which is kept together by a mixture of essentialist views and state nationalism. To live in small democratic and peaceful communities – in the meaning of national romanticism – provides the major ideological resources of eurosceptics.

While political actors in public discourses – as well on the pro-EU-side as on the eurosceptical-side – describe and define themselves as “left” or “right”, these are misleading descriptions for political standpoints in struggles on European Integration. The major question in EU-debate is, if the national set of virtues and the existing nation-state are perceived as enforced by European Integration (EU as a larger and stronger Germany, France, Switzerland or, respectively, Norway) or are threatened by it. From this point of view, the correct differentiation between eurosceptics and supporters of integration in the successful small European nation-states is the following: Eurosceptics are supporters of the small successful nation-states, while supporters of European Integration prefer the EU as the extended version of the good nation-state. For this reason, scientific research should free itself from the poor descriptions of public discourse categorizing “pro-European”, or a corresponding “anti-European” and “left” and “right” as being respectively correspondent. Instead, it seems more appropriate to use different labels – the following – in order to understand the views which preempt and do lead to the answer of the question as to whether to join or not to join the EU: “small eurosceptical nation-state centred” on the one hand and “nationalism extended to include the political system of the EU” on the other. The European “super-state” is only regarded as legitimized if it is perceived as a larger version of the existing good nation-state. Otherwise, large parts of the electorate will continue to regard their nation-state as better than Europe.



REZENSIONEN  
&  
ANNOTATIONEN



Jessica Lindvert: *Ihålig arbetsmarknadspolitik? Organisering och legitimitet igår och idag*. Umeå: Borea 2006, 224 S.

Es gibt eine Unmenge an Literatur über das schwedische Arbeitsmarktmodell: über dessen vermeintlichen Fall oder auch über dessen Überleben. Nicht gerade wenige dieser Veröffentlichungen stellen in dem Versuch, die Entwicklungen der vergangenen Jahre in ein Modellschema zu zwängen, einen Beitrag zu einer gewissen dogmatischen Verengung der Debatte dar. Erfrischend pragmatisch und zugleich analytisch scharf ist dagegen Jessica Lindverts kompakte Abhandlung *Ihålig arbetsmarknadspolitik*, die weniger an der Illusion von modellbildenden Sozialingenieuren festhält als die Entwicklung der schwedischen Arbeitsmarktpolitik als Spiegelbild der politischen und administrativen Realitäten darzustellen. Lindverts zentrale These ist, dass die politische Kultur der Sozialingenieurskunst („die richtigen Dinge tun“) einem Pragmatismus des politisch Machbaren („die Dinge richtig tun“) gewichen sei.

Schwedische Arbeitsmarktpolitik muss sich heute im Spannungsfeld zwischen organisatorischen und politischen Interessen in einem teilweise verkrusteten Machtgefüge bewegen, frühere Handlungsfreiräume sind durch gestiegene Finanzierungs- und Überwachungszwänge vermindert worden. Die Kooperationsbereitschaft zwischen den

Akteuren am Arbeitsmarkt und in anderen Sektoren nimmt jedoch ab, wenn ein jeder Akteur sein eigenes Budget zusammenhalten und den über die Jahre erkämpften Kompetenzrahmen verteidigen will.

Nimmt man das vieldiskutierte Beispiel des Modells *flexicurity* und seiner Adaption in Schweden, so stellt sich diese Adaption im Lichte von Lindverts Untersuchung eben nicht als in sich geschlossenes Modell, sondern als Folge verschiedener Einflüsse und Dynamiken dar. Einer der drei Hauptpfeiler von *flexicurity*, die Flexibilisierung, ist ohnehin eine logische Folge der Dezentralisierung kollektiver Tarifverhandlungen in Schweden. Und die aktive Arbeitsmarktpolitik, ein zweiter, häufig übersehener, aber extrem wichtiger Pfeiler ist oft durch das Legitimitätsstreben von Arbeitsmarktorganisationen und Regierung geprägt. Lindvert beleuchtet gerade diesen Punkt auf eindruckliche Weise. Hierbei stützt sie sich nicht nur auf statistische Belege, sondern vor allem auf teils beeindruckend ehrliche und dadurch extrem erhellende qualitative Interviews mit Akteuren aus den Bereichen Arbeitsmarkt, Verwaltung und Politik.

Dank Lindvert wird klar: Die schwedische Arbeitsmarktpolitik ruht heute auf einem

schwerer überschaubaren Fundament, dessen organisatorische Konstruktion zerbrechlich geworden ist. Der traditionelle schwedische Ruf nach Kontrollierbarkeit und Steuerbarkeit wird schon bald verhallt sein.

Lindverts Beitrag ist deshalb so wertvoll, weil er auf wirkungsvolle Weise einen Schlussstrich unter die ewige Debatte über den Untergang versus die Bewahrung des schwedischen Arbeitsmarktmodells zieht. Die Modelldebatte, die Diskussion über einen vermeintlichen Systemwechsel, muss Lindvert zufolge in die graue Vergangenheit verwiesen werden, in der Expertenideen noch mehr oder weniger modellgetreu politisch umgesetzt werden konnten. Nachhaltige Arbeitsmarktpolitik hat heutzutage vielmehr etwas damit zu tun, die

Finanzierung des Systems, die inhärenten Dynamiken und die jeweiligen Interessenlagen in Balance zu halten.

Lindvert hat mit *Ihålig arbetsmarknadspolitik* die arbeitsmarktpolitische Debatte stärker vorangebracht als irgendeine andere Veröffentlichung der vergangenen Jahre. Schade nur, dass dieses – im übrigen sehr schön gestaltete und produzierte – Buch in einem Format erschienen ist, das eher den Eindruck erweckt, es handle sich hier um einen kleinen Ratgeber für Arbeitsamtdirektoren. Eine weniger „schicke“ Aufmachung hätte seinen wissenschaftlichen Wert und Anspruch sicherlich wirkungsvoll unterstrichen.

*Henry Werner (Berlin)*

Niels Finn Christiansen et al. (eds): *The Nordic Model of Welfare – a Historical Reappraisal*. Copenhagen: Museum Tusulanum Press 2006, 432 S.

Wohlfahrtsstaatsforschung war lange eher ein politik- und sozialwissenschaftliches als ein geschichtswissenschaftliches Anliegen. Der Wohlfahrtsstaat wurde primär als ein sozialpolitisches Ordnungsmodell verstanden und die Vielfalt seiner Manifestationen mit Hilfe von Typologisierungsmo- dellern zu systematisieren versucht, bei denen die skandinavischen Staaten durch- aus prominent rangierten. In Gøsta Esping- Andersens berühmter Unterscheidung von Wohlfahrtsstaatsregimen (*The Three Worlds of Welfare Capitalism*, 1990) trifft man bekanntermaßen auf das durch ein hohes Maß an Dekommodifizierung charakteri- sierte, sozialdemokratisch geprägte „skan- dinavische Regime“; in Walter Korpi und Joakim Palmes konkurrierender Typologie von 1998 werden mit Ausnahme Däne- marks (Stichwort: Rentenversicherungssy- stem) alle nordeuropäischen Staaten un- ter „generelles Standardsicherungsmodell“ rubriziert.

Während so lange Zeit die Homogenität der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaats- systeme (mit Schweden als Leitmodell) statt ihrer Differenzen betont wurde, hat sich die Forschung der letzten zehn Jahre darauf konzentriert, die Variabilität der

Wege zum konkreten Gebilde Wohl- fahrtsstaat herauszuarbeiten. Gleichzeitig wurde die skandinavische Perspektive hin zu einer nordeuropäischen entgrenzt, also Finnland und Island explizit einbezogen. Hiermit geht eine disziplinäre Neuorien- tierung der Wohlfahrts(staats)forschung einher, die auch schon im Titel des vorlie- genden Bandes *The Nordic Model of Wel- fare – a Historical Reappraisal* erkennbar ist: Das Thema wird zunehmend von His- torikern bearbeitet, die die jeweilige Wohlfahrtspolitik als historisch veränder- liche kulturelle Praxis problematisieren, deren Ursprünge weit vor der Zeit der so- zialdemokratischen Regierungen und Re- gierungsbeteiligungen im 20. Jahrhundert zu suchen sind und teilweise bis in die Re- formation zurückreichen. Befördert wird diese Forschungsneuorientierung, die man als *cultural turn* der Wohlfahrtsstaatsfor- schung bezeichnen könnte, nicht zuletzt durch die aktuellen Veränderungen der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten. Ge- rade die bislang im internationalen Ver- gleich äußerst erfolgreiche Neuausrich- tung dieser Wohlfahrtsstaaten in Reaktion auf die ökonomischen und identitären Kri- sen der achtziger und neunziger Jahre (vgl. auch NORDEUROPAforum 2002:1) hat

eher die Divergenz statt der Konvergenz der wohlfahrtsstaatlichen Politiken in Nordeuropa unterstrichen. Zugleich ist aber auch besonders nach den bürgerlichen Machtübernahmen in Dänemark 2001 und in Schweden 2006 deutlich geworden, dass der Wohlfahrtsstaat und seine Kultur längst die hegemoniale kulturelle Selbstbeschreibung über alle Parteilager hinweg geworden sind.

*The Nordic Model of Welfare* wurde von vier prominenten Wohlfahrtshistorikern des interskandinavischen *Network for Nordic Welfare History* herausgegeben, dem man bereits eine Themenummer des *Scandinavian Journal of History* zur Geschichte der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten verdankt; wahrlich ein Musterbeispiel für erfolgreiche internordische Zusammenarbeit von Akademikern. Entstanden ist so ein imposantes Werk zur Geschichte der Wohlfahrtspolitik in Nordeuropa, das weit mehr als die häufig anzutreffende Kompilation weitgehend monadischer Aufsätze unter einem Obertitel bietet, der eine vom Sammelband dann nicht eingelöste thematische Einheit suggeriert. Ergänzt werden die Aufsätze durch einen Anhang, in dem Nils Edling wichtige Übersichtsdaten zu Politik und Population der nordischen Staaten zusammengestellt hat.

In der Einleitung führen Niels Finn Christiansen und Pirjo Markkola konzis in die

Geschichte der Wohlfahrtsstaatsforschung sowie der nordischen Wohlfahrtsstaaten ein. Sie skizzieren ein Vier-Phasen-Modell der Entwicklung der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten: die Zeit bis ca. 1920 („the era of poor law and philanthropy“), 1920 bis 1950 („the extension of social rights“), die fünfziger bis achtziger Jahre („the ‚golden age‘ of welfare“) und schließlich die Gegenwart. Die Vorstellung, dass die Errichtung der Wohlfahrtsstaaten einem (womöglich sozialdemokratischen) *master plan* geschuldet sei, wird explizit verworfen. Dem Problem von Differenz und Homogenität der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten wird mit der eleganten Arbeitshypothese begegnet, dass „the concept *Norden* is regarded as a model with five exceptions. Thus we attempt to trace and explain both the common features and the variations by investigating the specific historical contexts in which the Nordic welfare states were created“ (S. 28f.). Was aus der externen Perspektive so homogen aussehe, verliere diese Gleichförmigkeit, wenn stattdessen die fünf nordeuropäischen Systeme miteinander verglichen würden.

Die sich sofort aufdrängende Frage, wie es bei fünf historischen „Sonderwegen“ dennoch zu dem unbestreitbaren Maß an Übereinstimmung im politischen Handeln kommen konnte, versuchen die nächsten beiden Beiträge zu beantworten. Pauli Kettunens Aufsatz über „The Power of

International Comparison – a Perspective on the Making and Challenging of the Nordic Welfare State“ unterstreicht, wie zentral die internationale Dimension für die Entstehung des „Nordischen Modells“ nationaler Wohlfahrtsstaaten war, und konzentriert sich insbesondere auf die internationale Sozialpolitik im Gefolge der 1919 gegründeten International Labour Organization. Klaus Petersen verfolgt in „Constructing Nordic Welfare? Nordic Social Political Cooperation 1919–1955“ die historische Dimension der „social practice of which the book itself is an illustration of; the Nordic conviction that it is both natural and desirable to make comparisons within the Nordic circle, not least when it comes to social policy“ (S. 67f.). Eine umfangreiche historische Übersicht verdeutlicht die Bedeutung, die die auf verschiedensten aktoriellen wie institutionellen Ebenen etablierte Zusammenarbeit bei der Gestaltung von Sozialpolitik für die Konstruktion des „Nordischen Modells“ in Nordeuropa hatte.

Die nächsten vier Beiträge geben einen historischen Überblick über die Entwicklung zentraler Felder von Wohlfahrtspolitik im 20. Jahrhundert. Nils Edling diskutiert in „Limited Universalism: Unemployment Insurance in Northern Europe 1900–2000“ die historische Entwicklung der Arbeitslosenversicherungen in Nordeuropa und den Einfluss der Arbeiterbewegung auf die einschlägigen Reformen. Er unter-

streicht, dass gerade von sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Seite universalistische Lösungen keine politische Präferenz waren, obwohl der Universalismus als ein Merkmal des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaatsregimes gilt. Klaus Petersen und Klas Åmark arbeiten in „Old Age Pensions in the Nordic Countries, 1880–2000“ heraus, wie zunächst Dänemark und dann Schweden als Vorbild für eine gute Rentenpolitik agierte. Auch sie betonen, dass Universalismus, zumindest bis in die fünfziger Jahre, nicht gerade ein priorisiertes Prinzip sozialdemokratischer Sozialpolitik war. Inger Elisabeth Haavet setzt sich in ihrem Beitrag mit „Milk, Mothers and Marriage. Family Policy Formation in Norway and Its Neighbouring Countries in the Twentieth Century“ auseinander, wobei im Vergleich zu den anderen Beiträgen etwas negativ auffällt, dass die sonst erkennbare inter-nordische Perspektive hier zugunsten einer rein norwegischen mit nur gelegentlichen Seitenblicken auf die Familienpolitik in Schweden weggefallen ist. Per Haave schließlich greift sich eine dominante wohlfahrtsstaatliche Serviceinstitution, das Krankenhaus, heraus („The Hospital Sector: A Four-Country Comparison of Organisational and Political Development“) und problematisiert, inwiefern dieser Sektor auf das Wirken zentraler staatlicher Behörden zurückgeführt werden könne, ob er Ausdruck sozialdemokratischer Politik gewesen sei und ob man überhaupt

in diesem Bereich von einem gemeinsamen nordischen Ansatz sprechen könne.

Es folgt ein Beitrag, der sich programmatisch von einer solchen „Geschichte der Gewinner“ und „Geschichte der Experten“ absetzt, weil aus einer solchen Perspektive medizinische Laien bzw. Patienten tendenziell auf problembehaftete Objekte reduziert werden. Statt dessen versucht Riitta Oittinen in ihrem Beitrag „Welfare, Health and the Working Class Woman in Early 20<sup>th</sup> Century Finland“, anhand des sozialdemokratischen Frauenmagazins *Työläisnainen* „popular and popularized conceptions of health, the effects of which on the development of the labour movement, public health and the welfare state are not yet fully known“ (S. 267), zu analysieren. Auch wenn die Entprivatisierung von Gesundheit zur „öffentlichen Gesundheit“ ein wichtiger Aspekt wohlfahrtsstaatlichen Denkens ist, wirkt der Beitrag aufgrund seines Detailstudiencharakters, der weitgehend fehlenden komparatistischen Perspektive und der engen zeitlichen Begrenzung etwas deplatziert. Vielleicht ist er der lobenswerten Intention geschuldet, das in der Wohlfahrtsstaatsforschung oft übergangene Finnland prominenter herauszustellen.

Urban Lundberg untersucht in „A Leap in the Dark. From a Large Actor to a Large Area Approach: The Joint Committee of

the Nordic Social Democratic Labour Movement and the Crisis of the Nordic Model“ die Aktivitäten von *Arbetarrörelsens nordiska samarbetskommitté* in den letzten drei Dezennien; und Klas Åmark gibt in „Women’s Labour Force Participation in the Nordic Countries During the Twentieth Century“ einen statistikreichen Überblick über die Teilhabe von Frauen am Arbeitsmarkt. Dabei betont er, dass die Erwerbstätigkeit von Frauen vor den sechziger Jahren in den Volkszählungsdaten systematisch unterschätzt worden sei, was die traditionelle Vorstellung eines starken weiblichen Andrangs auf den Arbeitsmarkt ab den sechziger Jahren relativiere. Åmark schließt mit dem Hinweis, dass eine hohe Quote der Frauenerwerbstätigkeit nicht automatisch mit einem hohen Maß an gesellschaftlicher Gleichstellung von Frauen einhergehen muss.

In ihrem Fazit resümieren Niels Finn Christiansen und Klas Åmark die einzelnen Beiträge und weisen in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung hin, die die nordische Kooperation als Forum für Vergleiche, aber auch für einen Wettbewerb um die besten wohlfahrtspolitischen Maßnahmen für die Entstehung des nordischen „Modells mit fünf Ausnahmen“ hatte. Die „Social Democracy thesis“ in Bezug auf das „nordische Modell“ lasse sich nicht halten, wenn Island und Finnland einbezogen würden und die historische Perspektive erweitert werde. Gegen

Esping-Andersen gerichtet heißt es, dass „a Social Democratic type of welfare state regime only seems to have been dominant in a limited phase of welfare state history“ (S. 352). Statt der Sozialdemokraten sollte man zukünftig die anderen Parteien stärker in den Fokus rücken: „No doubt, a deeper understanding of the welfare systems will require a thorough investigation of the non Social Democratic parties, their programmes and tactics. Their share in the formation and development of welfare has been more prominent than it is usually assumed“ (S. 352).

Ziel des Bandes sei es laut Fazit, eine lange historische Perspektive sowie eine komparative Herangehensweise einzuführen und keine „complete presentation of the Nordic welfare state history“ (S. 350) zu bieten. Schade eigentlich. Gerade Leser, die nicht der skandinavischen Sprachen mächtig sind und daher z. B. die von Klaus Petersen herausgegebenen *13 historier om den danske velfærdsstat* (2003) oder Klas Åmarks *Hundra år av välfärdspolitik. Välfärdsstatens framväxt i Norge och Sverige* (2005; vgl. die Annotation in diesem Heft) nicht lesen können, hätten sich sicherlich über einen auch noch so tentativen Versuch einer Geschichtsschreibung der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten durch die an diesem Band beteiligten ausgewiesenen Spezialisten gefreut. Und doch könnte der Band fast eine solche Funktion erfüllen. Denn

von den wichtigen Forschungsbereichen gibt es nur wenige, die lediglich stiefmütterlich behandelt werden: so die in der Einleitung immerhin *en passant* angesprochene Frage nach dem Zusammenhang von Wohlfahrtsstaat, Luthertum und protestantischer Staatskirchenorganisation; die in eine Fußnote verbannte, im letzten Jahrzehnt aber gut erforschte Eugenikpolitik und ihr Zusammenhang mit dem konstitutiven funktionalistischen Gesellschaftsideal der nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten; der Wohlfahrtsstaat als – so Uffe Østergaards provokante Formulierung unter Rückgriff auf Lenin – „höchstes Stadium des Nationalstaates“, d. h. die Frage nach dem Zusammenhang zwischen wohlfahrtsstaatlichem Handeln und national(istisch)en Politikparametern; schließlich die vor allem von Ethnologen geführte Diskussion über die Mentalitäten in Nordeuropa als Voraussetzung oder als Produkt wohlfahrtsstaatlicher Politik. Was eine Perspektivierung zu leisten vermag, die historische Komplexität ausdrücklich nicht reduzieren will, Island und Finnland einbezieht und programmatisch komparatistisch ausgerichtet ist, demonstriert *The Nordic Model of Welfare – a Historical Reappraisal* aber in jedem Fall auch so nachdrücklich. Zukünftige Forschung zur Geschichte der Wohlfahrtsstaaten in Nordeuropa wird hier ihren Ausgangspunkt nehmen müssen.

*Stephan Michael Schröder (Köln)*

Martin Klatt: *Fra modspil til medspil? Grænseoverskridende samarbejde i Sønderjylland/Schleswig 1945–2005*. Aabenraa: Institut for Grænseregionsforskning 2006, 323 S.

Im Jahre 2001 beschloss das *Institut for Grænseregionsforskning* in Apenrade, die Entwicklung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit seit 1945 untersuchen zu lassen. Man hätte kaum eine geeignetere Person für dieses Projekt finden können, da Martin Klatt nach seinem Examen in Kiel an der Süddänischen Universität promoviert wurde und jetzt am *Institut for Grænseregionsforskning* arbeitet. Als Gegenstand der Untersuchung wird nur die eigentliche Grenzregion, d. h. die im Jahre 1997 entstandene Grenzregion Sønderjylland/Schleswig betrachtet. Dies ist arbeitsökonomisch sinnvoll, wobei man nicht vergessen darf, dass Euroregion und historisches Herzogtum nicht identisch sind, da die südlichsten Teile von Südschleswig nicht zur Euroregion gehören.

Die grenzüberschreitenden Regionen können juristisch nicht als Akteure auf internationaler Ebene angesehen werden, da sie nicht von den jeweiligen nationalen Territorien mit nationaler Gesetzgebung getrennt werden können (vgl. S. 20). Sie stehen daher auf einer niedrigeren Integrationsebene als die mittelalterlichen niederländischen Wasserbauorganisationen, die mehrere Jurisdiktionen umfassten und

deren Beschlüsse für die Beteiligten verbindlich waren.

In der Einleitung werden die theoretischen Auffassungen einer Grenze sowie der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit erörtert. Für den Rezensenten scheint die heutige Lage dem Grenztyp Schmitt-Egners zu entsprechen: Die Grenze ist für grenzüberschreitende Bewegungen von Waren, Kapital und Personen offen, aber nur begrenzt für die Übernahme von nationalen, kulturellen, sozialen und politisch-administrativen Systemen. Eine fortschreitende Entwicklung würde zum Abbau der Grenze durch soziale und kulturelle Integration führen können (vgl. S. 22f.). Es ist klar, dass in diesem Zusammenhang die Minderheiten eine wesentliche, aber zwiespältige Rolle haben. Sie können die Integration beschleunigen, indem sie die eigene Kultur der Mehrheit näher bringen, und sie können sie bremsen, wenn sie sich von der Mehrheit abgrenzen, um ihre Eigenart zu bewahren (vgl. S. 244–249).

Interessant ist die Vorstellung von „natürlichen“ Regionen (vgl. S. 32–34), obwohl eine stärkere Einbeziehung der geografi-

schen Gegebenheiten wünschenswert wäre. So wurde die blühende Region rund um den Sund durch die Grenzziehung im Jahre 1658 zerschlagen, ist aber heute wieder im Entstehen begriffen, da die Mitgliedschaft Schwedens und Dänemarks in der EU den Abbau der Grenze ermöglicht. Vor 1864 scheint Schleswig-Holstein zu einer anderen Region gehört zu haben, die nebst Schleswig-Holstein das südliche Jütland bis Vejle sowie Fünen mit dem Inselmeer umfasste. Ferner muss man daran erinnern, dass die alte Südgrenze Dänemarks an der Eider eine Wirtschaftsgrenze war, die durch unbesiedelte Gegenden lief, während die heutige Bundesgrenze zu Dänemark eine Gesinnungs- und keine Wirtschaftsgrenze ist.

Im zweiten Kapitel wird die Grenzfrage seit der Teilung Schlesiens (1920) bis zu den Bonn-Kopenhagener Erklärungen im Jahre 1955 dargestellt. Schon im Jahre 1922 hatte man eine gemeinsame Ordnung für bestimmte grenzüberschreitende Probleme gefunden, bezeichnenderweise für die Wasserläufe im Grenzgebiet. Es ist sinnvoll, dass der Verfasser nicht auf Einzelheiten der Vorgeschichte der Kieler Erklärung 1949 oder der Bonn-Kopenhagener Erklärungen 1955 eingeht, da diese in der Dissertation von Martin Höffken 1994 schon dargestellt worden sind.

Kapitel III umfasst die Zeit von 1955 bis 1972, da der in diesem Jahr beschlossene

EG-Beitritt Dänemarks der Grenzfrage einen ganz neuen Hintergrund gab. Für dänische Unternehmen wie Danfoss oder Sabroe konnte es von Vorteil sein, eine Niederlassung in Südschleswig zu gründen, um innerhalb der EG arbeiten zu können. Aus deutscher grenzpolitischer Sicht waren solche Gründungen gefährlich, da es sehr schwierig war, deutsche Unternehmen nach Südschleswig zu holen, und weil man dementsprechend die Expansion der dänischen Wirtschaft südlich der Grenze fürchtete. Obwohl die schleswig-holsteinische CDU in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts als antidänisch bezeichnet werden muss (vgl. S. 118), fand eine gewisse Entspannung seit 1963 statt, die nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Übernahme des Amtes des Ministerpräsidenten durch Helmut Lemke nach Kai-Uwe von Hassel gesehen werden muss. Zur selben Zeit begann man in Dänemark, ernsthaft die Mitgliedschaft in der EWG zu erwägen, obwohl man nicht bereit war, ohne Großbritannien beizutreten.

Anfang der siebziger Jahre skizzierte die schleswig-holsteinische Regierung eine grenzüberschreitende Region, die das historische Herzogtum Schleswig umfassen sollte. Interessanterweise stammten die Grundideen des Vorschlags vom Generalsekretär der deutschen Volksgruppe nördlich der Grenze. Diese Gruppe hoffte, bei der Etablierung der Region als Katalysa-

tor mitwirken zu können (vgl. S. 125f.). Die offizielle Haltung hierzu war skeptisch, obwohl man zur Lösung konkreter Fragen durchaus zur Zusammenarbeit bereit war. Diese Einstellung zieht sich als roter Faden durch die Europapolitik Dänemarks: Die Zusammenarbeit soll sich erst bewährt haben, bevor man sie institutionalisiert. Eine unpraktische Folge dieser Skepsis war, dass die nordschleswigschen Behörden nur mit ihrem deutschen Kollegen auf Kreisebene und nicht mit der schleswig-holsteinischen Regierung verhandeln durften. Dafür fand man dänischerseits eine engere Zusammenarbeit zwischen Bonn und Kopenhagen angemessen, wohl auch, weil man schlechte Erfahrungen mit der Grenzpolitik der schleswig-holsteinischen CDU gemacht hatte, die noch bis 1987 in Kiel an der Macht bleiben sollte. In den siebziger Jahren entstand eine informelle Zusammenarbeit wegen der ökologischen Probleme der Flensburger Förde, die selbstverständlich nur gemeinsam gelöst werden konnten, und 1975 trafen sich zum ersten Mal Kommunalpolitiker aus den Gemeinden auf beiden Seiten der Grenze zur Beratung in konkreten Fällen, z. B. in Fragen der Infrastruktur.

Der eigentliche Durchbruch kam erst Anfang der achtziger Jahre mit dem Generationswechsel auf beiden Seiten der Grenze. Der prinzipielle Unterschied zwischen deutscher und dänischer Grenzpolitik

blieb jedoch bestehen: Dänemark war zur pragmatischen Zusammenarbeit, aber nicht zur deren Institutionalisierung bereit. Dass es jedoch zur Etablierung der Euroregion gekommen ist, ist wohl auch in dem Wunsch begründet, regionale Fördermittel der EU zu erhalten (vgl. S. 176–178). Die erste grenzüberschreitende Zusammenarbeit in EU-Regie (Interreg I) trat 1991 in Kraft; wichtig war vor allem, dass die nationalen Regierungen künftig Verhandlungen zwischen Schleswig-Holstein und *Sønderjyllands Amtsråd* akzeptierten. Vor allem auf dem Gebiet der Infrastruktur und der Krankenpflege ist die grenzüberschreitende Zusammenarbeit erfolgreich gewesen, weniger in Bezug auf Ausbildung und Kultur.

In seiner Schlussfolgerung unterstreicht der Verfasser, dass die gemeinsame Identität der Region historisch ist, aber von der großen Mehrheit vergessen wurde. Dies trifft wohl vor allem südlich der Grenze zu, weil die zahlreichen Zuwanderer aus anderen Teilen Deutschlands die dänische Vergangenheit Schleswig-Holsteins kaum kennen. Hier liegt eine wichtige Aufgabe für die Historiker beiderseits der Grenze.

Die Arbeit ist eine ausgewogene und wohl dokumentierte Darstellung eines brisanten Themas; man kann dem Verfasser zu diesem grundlegenden Buch nur gratulieren.

*Thomas Riis (Kiel)*

Olav F. Knudsen (ed.): *Security Strategies, Power Disparity and Identity: The Baltic Sea Region*. Aldershot / Burlington VT: Ashgate 2007, 238 S.

Zwerg und Riese – auf diese Formel bringt Erik Noreen das Verhältnis zwischen Estland und Russland und steckt damit zugleich den Rahmen für das ab, was im Titel des vorliegenden Buches als *power disparity* bezeichnet wird: Unterschiede in den Einschätzungen politischer Entscheidungsträger bezüglich der Fähigkeit anderer Regierungen, die Politik in der Ostseeregion zu beeinflussen. Ziel des Buches ist es, die Frage zu beantworten, wie Regierungen mit den Folgen von Machtunterschieden und ihren möglichen Konsequenzen für Integration und kooperative Sicherheit umgehen. Dabei wird kooperative Sicherheit als Politik von Regierungen oder organisierten Gruppen verstanden, Konflikte durch die bewusste Benutzung vertrauensbildender und -erhaltender Maßnahmen zu behandeln. Das Erkenntnisinteresse der Autoren richtet sich außerdem auf die Fragen nach dem Verhältnis zwischen Einschätzungen von Machtunterschieden und Bedrohungswahrnehmungen. Wird Russland als Bedrohung oder als Lieferant von Möglichkeiten und Ressourcen gesehen? In welchem Verhältnis stehen Identitätsaspekte der Staaten zur europäischen Integration? Da Macht als soziale Beziehung definiert wird, die nicht

unabhängig von vergangenen Beziehungen, gegenwärtigen Fähigkeiten und zukünftigen Absichten verstanden werden kann, werden diese Fragen in breiter historischer Perspektive und epistemologischer Orientierung behandelt. Die von Herausgeber Olav Knudsen formulierten Fragen stehen dabei jedoch nicht immer im Mittelpunkt der Analyse; von einer systematischen Anwendung der von Knudsen vorgeschlagenen Kriterien kann keine Rede sein.

Ausgehend von Webers Machtdefinition theoretisiert Knudsen vermiedene Konfrontationen, die obwohl verhindert trotzdem für das Verständnis von Macht von Bedeutung seien. In vermiedenen Konfrontationen seien sowohl die Anwendung von Macht als auch die Reaktion auf angewandte Macht (Akzeptanz, Unterwerfung, Gehorsam, Einwilligung, Nachgiebigkeit) oftmals unsichtbar, aber daraus folge nicht, dass es sich nicht um Machtbeziehungen handle. Machtbeziehungen seien häufig mit komplexen, kontextgebundenen kollektiven Identitäten („Großmacht“, „Kleinstaat“, „neutraler Staat“) gekoppelt, die bestimmte Handlungsmuster in Konfliktsituationen präjudizierten.

Diese Kleinstaaten betreffenden Handlungsmuster fasst Kundsén in sieben Kategorien (von *complete compliance* bis *opposition, resistance*) zusammen. Großmächte betreffend weist er zum einen darauf hin, dass in den meisten Fällen Machthierarchien nachgewiesen werden könnten, die ihrerseits verschiedene Strategien erklären helfen; zum anderen darauf, dass Entscheidungsträger sich der Ungewissheit ihrer je subjektiven Einschätzungen der Fähigkeiten und Absichten anderer durchaus bewusst seien und deshalb vorsichtig und nicht-konfrontativ zu handeln tendierten.

Der folgende, knappe Überblick von Knudsen und Christopher Jones über Ereignisse und Ideen erweist sich als im Großen und Ganzen brauchbar, wenn auch wenig originell. Der Ideenteil wirkt relativ isoliert, da kein systematischer Bezug zur Diskussion kollektiver Identitäten im vorangegangenen Kapitel hergestellt wird und die von Jones vorgenommene Unterscheidung zwischen *worldviews*, *principled beliefs* und *causal beliefs* von den anderen Autoren nicht aufgegriffen wird. Regina Karp schlägt – in einer Kombination rationalistischer (interessenorientierter) und konstruktivistischer (identitätsorientierter) Ansätze – vor, die ungeachtet strukturellen Wandels (Ende des Kalten Krieges) und institutionellen Wachstums (NATO-Erweiterung) anhaltende Bündnisfreiheit Schwedens und Finnlands als Balanceakt zwischen der

Aufrechterhaltung nationaler Identität und der Institutionalisierung nationaler Sicherheit zu verstehen, und nicht, wie in Angesicht des Einführungskapitels vielleicht zu erwarten gewesen wäre, als Konfrontationsverhinderung. Karps Text kann als Beitrag zum theoretischen Verständnis der Interaktion zwischen normativem und rationalistischem Verhalten gelesen werden, aber auch als Fallstudie zum Verhältnis zwischen kollektiven Identitäten und der Wahl zwischen verschiedenen sicherheitspolitischen Optionen. Karp interpretiert Finnlands Bündnisfreiheit als Politik, mit der die Option auf NATO-Mitgliedschaft *erhalten* werden soll, während sie Schwedens Bündnisfreiheit als Politik sieht, mit der alternative Optionen *ausgeschlossen* werden sollen. In beiden Fällen spiegelt jedoch die Bündnisfreiheit kollektive nationale Identitäten wider, und in beiden Fällen können Strategien der Kostenverringerung der anhaltenden Bündnisfreiheit nachgewiesen werden. Dies geschieht vor allem im Engagement im EU-Krisenmanagement, welches institutionelle und nationale Identitäten miteinander zu versöhnen versucht, sich bei dieser Aufgabe aber zunehmenden Schwierigkeiten gegenüber sieht.

Michael Karlsson untersucht den Zusammenhang zwischen der Effektivität von Expertengruppen und Machtungleichgewichten am Beispiel der 1992 vom Rat der Ostseestaaten eingerichteten

Gruppe, die sich mit Risiken des Betriebs von Atomkraftwerken und mit anderen Einrichtungen, die ein potentielles nukleares und Strahlungsrisiko besitzen, beschäftigt. Am Beispiel des Trainingszentrums für die Mannschaften sowjetischer atombetriebener U-Boote im estnischen Paldiski kommt Karlsson zu dem Schluss, dass die Arbeit der Expertengruppe – trotz anfänglicher Schwierigkeiten (Zugang zu Informationen, Politisierung) – als Erfolg bezeichnet werden kann, wobei jedoch die Rolle von Machtungleichgewichten offen bleibt. Diese errichten bestimmte Barrieren für Expertengruppen, entwickeln sich allerdings auch unter dem Einfluss der Tätigkeiten dieser Gruppen.

Erik Noreen fragt insbesondere nach der Einschätzung Russlands im Prozess kollektiver Identitätsformung in Estland und vice versa. Die Entwicklung politischer Diskurse und Bedrohungsrhetorik in beiden Staaten ist in der Literatur gut dokumentiert, u. a. in Noreens früheren Schriften. Auf der Basis der Analyse offizieller Regierungsdiskurse und deren Umsetzung in politische Praxis argumentiert Noreen für ein dynamisches, sowohl den Einfluss internationaler Sozialisierung als auch Lehr- und Lernprozesse berücksichtigendes Verständnis kollektiver Identitäten. Daraus folgt für ihn, estnische Integrationsbemühungen nicht ausschließlich aus der Wahrnehmung Russlands als Be-

drohung abzuleiten, sondern anzuerkennen, dass sie auch und vielleicht primär Estlands Identifikation mit der westlichen politischen Kultur und Estlands Sozialisierung durch eben diese Kultur widerspiegeln. Dabei scheint Noreen die Homogenität der westlichen Kultur überzubetonen; die „westlichen“ Sozialisierungsangebote waren vielfältig. Die in der Literatur oftmals behauptete andauernde antagonistische Beziehung Estlands mit Russland wird von Noreen genauso in Frage gestellt wie die ebenfalls häufig anzutreffende Einschätzung, die NATO sei nach wie vor der primäre Gegenstand russischer Bedrohungsrhetorik. Im abschließenden Kapitel widerspricht Knudsen Noreens Schlussfolgerungen und bezieht eine skeptischere Position hinsichtlich der estnisch-russischen Beziehungen.

Johan Erikssons Kapitel über Machtungleichgewichte im digitalen Zeitalter untersucht, unter welchen Bedingungen staatliche Macht durch die Informationsrevolution gestärkt oder geschwächt wird. Auf der Basis einer umfassenden theoretischen Erörterung des Konzepts der digitalen Macht und eines Vergleichs zwischen Estland, Russland, Schweden und den USA argumentiert Eriksson, dass entwickelte Netzwerkgesellschaften sowohl zunehmend abhängig von Informationstechnologie als auch zunehmend verwundbar seien, wodurch die Ausübung digitaler staatlicher Macht beschränkt

werde. Digitale Macht folge nicht direkt aus der Existenz einer zivilen Netzwerkgesellschaft sondern bedürfe einer „advanced information warfare policy“ (IW). Daraus folge, dass Staaten, die zwar über eine IW, nicht aber über eine entwickelte zivile Netzwerkgesellschaft verfügen (z. B. Russland), aufgrund ihrer geringeren Verwundbarkeit über relativ mehr digitale Macht verfügen. Dies betreffe ebenso Staaten, die über beides verfügen (USA, Schweden) als auch Staaten, die zwar eine entwickelte zivile Netzwerkgesellschaft aufzuweisen haben, aber über keine IW verfügen (Estland). Das Bild werde jedoch komplizierter, wenn nicht-staatliche Akteure mit berücksichtigt würden.

Stephen Walker bespricht abschließend die diskutierten Fallstudien mit Hilfe spieltheoretischer Ansätze, um zu generalisierenden Aussagen über baltische Sicherheitsstrategien zu gelangen. Während dadurch den bereits vielfältigen methodischen Ansätzen ein weiterer Ansatz hinzugefügt wird, erweitert auch dieses Kapitel das in diesem Buch behandelte geographische Spektrum nicht. In der Beschränkung auf Estland, Finnland, Schweden und Russland liegt ein Hauptdefizit des Bandes. Gerade im Lichte der Frage nach Machtunterschieden und ihren Auswirkungen auf Integration und kooperative Sicherheit wären Studien zum Beispiel über das Verhältnis Polens zu Russland, Polens zu Deutschland oder Dänemarks zu Deutsch-

land interessant gewesen. Die einzelnen Kapitel sind Beispiele qualitativ hochwertiger Sozialforschung, doch als Gesamtprojekt kann das Buch nicht überzeugen. Das liegt zum einen an der engen Auswahl der Studien – wir erfahren viel über Estland, Schweden und Finnland, fast nichts über Litauen und Lettland; Norwegen und Dänemark. Zum anderen ist der Grund die relativ große Distanz, die die meisten Autoren gegenüber den von Knudsen eingangs entwickelten Analysekatoren einnehmen. Zudem fällt auf, dass Russland und die russische Politik und Rhetorik zwar in vielen Kapiteln thematisiert werden, russische Autoren jedoch nicht zu Wort kommen. Die Nördliche Dimension der EU und die Nordeuropainitiativen der USA finden kaum bzw. gar keine Erwähnung, obwohl diese Initiativen sowohl unter dem *soft power*-Gesichtspunkt als auch unter Integrations- und Sozialisierungsaspekten relevant sind. Knudsen Schlussfolgerung, dass bessere Aussichten für die Zukunft von Änderungen im Denken und in der Selbstidentifikation Russlands abhängen, wird der nuancierten Argumentation in den vorangegangenen Kapiteln nicht gerecht. Zwerg und Riese – wird Macht als die Chance, den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen, verstanden, erscheinen die baltischen Staaten oftmals als Riesen und Russland als Zwerg.

*Frank Möller (Tampere)*

Marko Lehti und David J. Smith (Hgg.): *Post-Cold War Identity Politics. Northern and Baltic Experiences*. London / Portland Oregon: Frank Cass 2003, 320 S.

Die Beendigung des Ost-West-Konflikts bedeutete das Ende der etablierten geopolitischen Räumlichkeiten in Europa. Der Osten ist als Raum gänzlich zerfallen. Während die Nachfolgestaaten der Sowjetunion unter den wohl schwierigsten Transformationsbedingungen leiden und in denkbar schwierigen Beziehungen zueinander stehen, hat sich der größte Teil der übrigen Staaten durch den Beitritt zur Europäischen Union und zur NATO dem Westen angeschlossen. Dieser ist seinerseits durch die Erweiterungen vor große Aufgaben gestellt; die Rolle der EU als europäischer Ordnungsfaktor ist enorm gewachsen. Gleichzeitig jedoch führt die stark gestiegene Heterogenität sowohl der Interessen der Mitgliedstaaten als auch der Vorstellungen vom weiteren Gang der Integration zu Schwierigkeiten bei der Neugestaltung ihrer Innen- und Außenbeziehungen. Am stärksten von den geopolitischen Veränderungen seit 1990 betroffen ist indes der Norden Europas. Auf dem Kontinent vorwiegend als peripher wahrgenommen und seinem Selbstverständnis nach vielfach als zwischen den Blöcken liegender eigenständiger Raum aufgefasst scheint ihm nunmehr die Legitimation entzogen. Im neuen Europa sieht

er sich vor die Aufgabe gestellt, sich selbst neu zu definieren und zu konstituieren, ja, neu zu erfinden.

Der von Marko Lehti und David J. Smith herausgegebene Band *Post-Cold War Identity Politics* nimmt die Identitätspolitik sowie die neuen Formen von Kooperation im Ostseeraum in den Blick. Eine der leitenden Fragen dabei lautet, ob regionale Kooperation dazu geeignet ist, die Kluft zwischen dem sich erweiternden euroatlantischen Raum und Russland zu überbrücken. Der Norden mit seiner Vielfalt an regionalen Kooperationsräumen wird hier als Lackmus-Test für das neue Europa insgesamt angesehen.

Der Band versammelt insgesamt zwölf Beiträge von Autoren aus verschiedenen Ostseeländern und Großbritannien, die im Rahmen des Forschungsnetzwerks *Mapping the Baltic Sea Area* eine Reihe von gemeinsamen Seminaren abgehalten haben. Zahlreiche Verweise aufeinander lassen deutlich spüren, wie fruchtbar hier zwei Jahre lang diskutiert worden ist.

Marko Lehti erörtert in seinem Beitrag die Funktionen und Mechanismen des *re-*

*gion-building*. Erstere sieht er ganz wesentlich darin, im politisch-kulturellen Wandel Ordnung zu entwerfen und die jeweils eigene Position darin zu bestimmen. Illustriert wird diese Feststellung anhand der unterschiedlich konstruierten, jedoch weitgehend kompatiblen Konzeptionen der Ostseeregion in Finnland, Dänemark, Schweden und (Nord-)Deutschland – d. h. Schleswig-Holstein. In Estland und Lettland hingegen sei, wenn auch in unterschiedlichem Maße, die Abgrenzung gegenüber Russland stärker ausgeprägt.

David J. Smith vertritt in seiner Analyse des Charakters und des Fortschritts der Versuche von *region building* dezidiert die Einschätzung, dass noch ein weiter Weg zurückzulegen sei, bis die etablierten geopolitischen Kategorien einem neuen, erweiterten und einigendem Konzept von „Nördlichkeit“ weichen. Zum einen seien immer noch die Staaten die entscheidenden Akteure im Regionalisierungsprozess und die Nation zentraler Bezugspunkt der Identitätspolitik; entsprechend den nationalen Eigeninteressen stellten die Nachbarschaftsgebiete der nordischen Staaten eine Art nordisches „nahes Ausland“ dar, das es gelte zu kontrollieren und mitzugestalten, um die Sicherheit, die wirtschaftliche Entwicklung und den politischen Einfluss der nordischen Staaten zu stärken. Zum anderen sei durchaus fragwürdig, ob der nordische Entwurf mit den Prioritäten der Akteure in den östlichen

Staaten übereinstimmt. Smith folgt daher wie auch andere Autoren des Bandes der Auffassung, dass sich die Zukunft der Ostseeregion letztlich erst nach der inzwischen erfolgten EU-Erweiterung entscheiden werde.

Mit diesen Feststellungen harmoniert auch der Befund, zu dem Valters Ščerbinskis bei seiner Untersuchung der lettischen Rhetorik über die Nähe zu den nordischen Staaten gelangt: Zwar habe der Gedanke von Zusammenarbeit mit Finnland und den skandinavischen Staaten seit den neunziger Jahren sehr viel breitere Unterstützung gefunden als in den zwanziger und dreißiger Jahren; zudem seien Dänemark und Norwegen nun auch zu gleichberechtigten Bezugspunkten in der nordischen Gruppe geworden. Heute aber sei der Zugang sehr viel pragmatischer bestimmt, und die nordischen Länder würden vor allem als Bindeglieder nach Westeuropa angesehen. Inga Pavlovaite bestätigt darüber hinaus auch für Litauen die These, dass die Abgrenzung gegenüber Russland bei der Identitätsbildung im Vordergrund steht: Europa wird als der natürliche Ort der Zugehörigkeit beschrieben, um sich von Russland und von der sowjetischen Vergangenheit zu distanzieren. Gleichzeitig ist aber auch innerhalb Europas das wichtigste Ziel der Schutz der ethnisch bestimmten Nation und ihres Staates, weshalb das Modell der zwischenstaatlichen Zusammenarbeit Vorrang genießt.

Eine andere Perspektive eröffnet Vahur Made auf das Verhältnis von estnischer und europäischer Identität: Die Herausforderung traditioneller nationaler Erzählungen durch europäische Integration und Globalisierung führen nach seiner Einschätzung auch in Estland weg vom modernen, ethnozentrischen und hin zu einem „postnationalen“ Diskurs. Zwar sei ein „Peripheralitätssyndrom“ zu beobachten, das aus geografischen, machtpolitischen und sozio-ökonomischen Quellen gespeist werde, dem nationalistischen Isolationismus habe im 20. Jahrhundert jedoch durchgängig auch ein kosmopolitischer Europäismus gegenübergestanden. Christopher Browning identifiziert bei seiner Untersuchung der finnischen Haltung gegenüber regionaler Kooperation zwei verschiedene Typen des *region-buildings*. So sei diese während des Ost-West-Konflikts modern geprägt und auf die Funktion des Nationalstaates als Sicherheitsgaranten ausgerichtet gewesen; nach dem Ende des Ost-West-Konflikts hingegen habe sich eine post-moderne, d. h. die moderne Fusion von Nation und Staat unterminierende Form sehr stark entwickelt, ohne dass jedoch der Staat seine zentrale Rolle eingebüßt habe.

Diese Fragestellung quasi analog auf die nordeuropäische Region insgesamt ausweitend stellen Mitherausgeber Lehti und Pertti Joenniemi fest, dass der sich in Abgrenzung vom Süden konstituierende nor-

dische Partikularismus viel älter und die gesamte Neuzeit hindurch vorzufinden sei. Lehti und Joenniemi stellen der „nordischen“ Identität (*nordicity*) paradigmatisch eine „nördliche“ (*northern-ness*) gegenüber und fragen, inwieweit beide Konzepte in komplementärer oder kompetitiver Beziehung zueinander stehen. Während der traditionelle „nordische“ Ansatz geschlossener und exklusiver sei und auf Abgrenzung fuße, zeichne sich der „nördliche“ durch Offenheit und Flexibilität aus, der aufgrund seiner funktionalen und utilitaristischen Ausrichtung keine Abgrenzung z. B. gegenüber dem Süden impliziert. Da den Konzepten zwar ein unterschiedliches Wir-Gefühl zugrunde liege, sie grundsätzlich aber nicht im Gegensatz zueinander stünden, sei im Neuen Europa eine Begegnung zwischen beiden möglich.

John Hiden sieht in Russlands Verhältnis zu den baltischen Staaten den Prüfstein europäischer Stabilität und Sicherheit schlechthin. Dem europäischen Umfeld insgesamt misst er eine viel höhere Bedeutung zu als der oft konstatierten Uneinigkeit der baltischen Republiken untereinander. In diesem Sinne spricht er von einer Interdependenz der Region und Europas. Überhaupt tritt im Hinblick auf das Verhältnis zu Russland deutlich zu Tage, dass der im Grunde schon seit der Aufklärung, also sehr viel länger als meist angenommen, bestehende Ost-West-Gegensatz

nicht beendet, die politische Teilung des Kontinents keineswegs überwunden ist. Wie Wjatscheslaw Morozow in einer Untersuchung der Rolle der baltischen Staaten im außenpolitischen Diskurs Russlands darlegt, kann sich Russland im dominanten Diskurs weder als Teil Europas beschreiben, noch kann es sich im Gegensatz dazu definieren. Letztlich werde dadurch jedoch sein Engagement in der Ostseekooperation behindert. Pami Aalto unterscheidet bei seiner Analyse post-sowjetischer Geopolitik im Norden Europas eine strukturelle, eine formale und eine praktische Variante von Geopolitik. Dabei betont er den politischen Charakter geopolitischer Konstruktionen und unterstreicht, dass kritische Arbeit gefordert ist, um alternative Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten erkennen und nutzen zu können. Spaltungen sind demnach nicht naturgegeben. Allerdings, so lautet Hiski Haukkalas Fazit aus der Beschäftigung mit dem Verhältnis zwischen der EU und Russland in der Nördlichen Dimension, bleibt die viel beschworene strategische Partnerschaft als solche weitgehend eine rhetorische Übung. Die Wirklichkeit sei durch Komplexität und ständigen Wandel gekennzeichnet.

In einem sehr grundsätzlichen Sinne ist Vergangenheitspolitik, der Gebrauch der Geschichte in der Identitätspolitik, das Thema von Jörg Hackmann. Dieser entwirft eine historische Perspektive auf den Ostseeraum, die in der Lage sein soll, einen Beitrag zu einer supra-nationalen Ostseeidentität zu leisten. Da historisch begründete Identitätsdiskurse vorwiegend national seien und damit potenziell in Konflikt mit anderen nationalen Perspektiven stünden, müsse ein angemessenes Verständnis der „Ostseewelt“ Pluralismus und Unterschiedlichkeit als grundlegenden Faktor der europäischen Geschichte anerkennen. Insofern sei ein multiperspektivisches Verständnis der Region notwendig, das auch die regionale und lokale Ebene einbezieht. Insbesondere geht es Hackmann darum, eine kritische vergleichende Perspektive jenseits von Mythen nationalen Märtyrertums entwickeln und Analogien – letztlich Gemeinsamkeiten – von Schicksal und Schuld in den Vordergrund zu stellen.

*Krister Hanne (Berlin)*

Frank Möller und Samu Pehkonen (Hgg.): *Encountering the North. Cultural Geography, International Relations and Northern Landscapes*. London: Ashgate 2003, 294 S.

Anders als dem Ostseeraum ist dem „hohen Norden“ bis in die jüngste Vergangenheit hinein kaum Aufmerksamkeit zuteil geworden. Von daher liegt schon darin, den europäischen Norden jenseits des Polarkreises überhaupt in den Blick zu nehmen, ein Verdienst des von Frank Möller und Samu Pehkonen vom Friedensforschungsinstitut in Tampere herausgegebenen Bandes *Encountering the North*. Hier geht es ganz grundlegend darum, welche Vorstellungen vom hohen Norden und den dort lebenden Menschen existieren bzw. wie diese Vorstellungen in den Dreiecksbeziehungen von Kultur, Geographie und Politik entstanden sind. Intendiert ist keine Bestandsaufnahme, sondern vielmehr das multiperspektivische Abstecken und Erschließen eines neuen Forschungsfeldes. Ganz in diesem Sinne liegt das Ziel primär darin, den interdisziplinären Austausch anzuregen.

Die Herausgeber zeichnen im Einleitungskapitel zunächst die staatszentrierte, „realistische“ Weltsicht der internationalen Politik während des Ost-West-Konflikts mit ihren Auswirkungen auf die (Nicht-)Wahrnehmung des hohen Nordens nach. Daran schließt sich eine kritische

Würdigung jüngerer, konstruktivistischer und kulturwissenschaftlich ausgerichteter Ansätze an, die in der Aufforderung an die Disziplin der Internationalen Beziehungen mündet, sich den benachbarten Fächern – namentlich der Kulturgeographie – zu öffnen, um die regionalen und lokalen Kontexte angemessen erfassen zu können.

Welches Potenzial alternative Zugänge besitzen, verdeutlicht etwa Paulo Susiloto anhand der Arbeiten zweier finnischer Geographen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, deren Werk weitestgehend unbeachtet blieb: Väinö Tanner (nicht zu verwechseln mit dem im selben Jahr geborenen Politiker) und Karl Nickul waren in der Lage zu zeigen, wie sich die Skólt Sami ihren Lebensraum aneigneten. Schon die Erkenntnis, dass sie dies überhaupt taten, steht im Gegensatz zur gängigen Auffassung der Eroberer aus dem Süden, die davon ausgingen, dass das von ihnen vorgefundene Land „leer“ und von niemandem in Besitz genommen sei. Die Prozesse und Ziele geographischer Wissensproduktion sind auch das Interesse von Hanna-Mari Ikonen und Mitherausgeber Samu Pehkonen. Diese arbeiten heraus, wie „maskulin“ – unterwerfend – die Art

und Weise war, in der Forschungsreise wie Amundsen, Nansen, Nordenskiöld u. a. während der Zeit des Nationalismus Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts die „femininen“ – ästhetisch reizvollen, bis dato „jungfräulichen“ – Polarregionen durch ihre bewundernde Anpreisung bzw. durch Vermessung und Kontrolle entdeckten und in Besitz nahmen. Durch eine Analyse von Beiträgen der Internetzeitschrift *N66. Culture in the Barents Region* macht Ari Aukusti Lehtinen darauf aufmerksam, welche vielschichtige Geographien des Nordens in der Barentsregion koexistieren und welche multikulturelle Profil die Region besitzt.

Frank Möller geht es in seinem Essay um die Grundlegung einer politischen Ikonographie, die an bildlichen und symbolischen Repräsentationen sowie deren Beziehungen zur Gesellschaft interessiert ist. Am Beispiel von Arbeiten des finnischen Fotografen Jorma Puranen demonstriert er, wie der Annahme transhistorischer Kontinuität und der Leugnung von Wandel entgegengetreten und die Komplexität der Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart – im wahrsten Sinne des Wortes – sichtbar gemacht werden kann. Juha Ridanpää untersucht das Bild vom Norden in Kurzgeschichten der finnischen Schriftstellerin Rosa Liksom.

Welche konkreten Folgen die mangelnde Aufmerksamkeit für den hohen Norden

hat, tritt im Beitrag Monica Tennbergs ans Licht: Anhand einer Untersuchung von Klimadiskursen gelingt es Tennberg zu zeigen, wie sehr die Arktis hier in der zeitlichen Dimension an die Vergangenheit gekoppelt ist. Zwar wird ihre Bedeutung in der wissenschaftlichen Debatte über die Erderwärmung hervorgehoben; allerdings werden fast nur die globalen Auswirkungen des Klimawandels thematisiert. Die lokalen Folgen nicht zuletzt für das Leben der Einwohner in der verschwindenden, von der globalen Entwicklung bald „verbrauchten“ Arktis – deren Gesellschaften noch dazu weitgehend als rückständig und traditional angesehen werden – bleiben jedoch sehr unklar. Interessenkonflikte, die aus unterschiedlichen Verständnissen herrühren, beschreibt auch Leena Suopajarvi für die finnische Provinz Lappland. Sie stellt im Hinblick auf die Nutzung der für das Leben im Norden so wichtigen Natur fest, dass hier mit Forstindustrie, Wasserkrafterzeugung, in gewissem Maße Erzabbau sowie Tourismus verschiedene Industrien einerseits untereinander konkurrieren und dass andererseits jede davon wiederum in Konflikt mit der traditionellen Lebensweise steht. Umgekehrt kann, wie Jochen Hille anhand der norwegischen EU-Debatte sehr erhellend darlegt, dasselbe (Selbst-)Verständnis zu sehr unterschiedlichen Schlussfolgerungen führen: Während die meist schicksalsergebnen utilitaristisch argumentierenden EU-Befürworter mit der Notwendigkeit

eines Beitritts aufgrund der Anziehungskraft Zentral- bzw. Kerneuropas argumentieren, um maximale Einflussmöglichkeiten zu wahren, heben die Gegner gerade den Verlust der Unabhängigkeit hervor, da die Mitgliedschaft dazu führe, vom weit entfernten Kraftzentrum eines europäischen Superstaates fremdbestimmt zu werden. Die Protagonisten bestärken sich damit letztlich gegenseitig in ihrer Wahrnehmung Norwegens als peripherem Land in Europa. Auch bestätigen sich hier die Klischees von Norwegern über Europa und die von Europäern über Norwegen wechselseitig. Die Kränkung, die diese Klassifizierung als peripher für die Bewohner der Peripherie mit sich bringt, führt bei den EU-Gegnern aber zu anderen Konsequenzen.

Ulrich Albrecht setzt sich mit der auf Konsens und Kompromiss orientierten politischen Kultur Nordeuropas und deren Wurzeln auseinander. Diese sieht er einerseits im Gedanken des nordischen *Ting* inkarniert, andererseits erkennt er sie auch in der Idee des Runden Tisches wieder, die während der friedlichen Revolutionen in Osteuropa so oft den Verhandlungsrahmen prägte. Hat sich Lech Wałęsa dazu durch den Danziger Artushof inspirie-

ren lassen? Im abschließenden Beitrag spürt Pertti Joenniemi den konstitutiven Aspekten des Diskurses über die Nördliche Dimension der Europäischen Union nach. In einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur kommt er zu dem Ergebnis, dass die große Zahl der bestehenden neueren und älteren regionalen Kooperationsräume im neuen, größeren Norden Europas die Union nun vor die Herausforderung stellt, die grundsätzliche Frage nach der Legitimität einer „post-souveränen“ Ordnung zu beantworten. Der Idee der Nördlichen Dimension folgend, wie Joenniemi sie herausarbeitet, hätte die Europäische Union in diesem Modell die Möglichkeit, sich als dezentriertes „Europa der olympischen Ringe“ – als ein Europa der Regionen – zu einem besonderen Beispiel postmoderner Politik zu entwickeln.

Alles in allem liefern die durchgehend hochqualitativen Beiträge des Bandes ein wirklich breites Spektrum an anregenden Erkenntnissen. Es bleibt zu hoffen, dass sie weiteren Forschungsvorhaben als Inspiration dienen.

*Krister Hanne (Berlin)*

Rasmus Glenthøj: *På fædrelandets alter. National identitet og patriotisme hos det danske borgerskab 1807–1814*. København: Museum Tusulanums Forlag 2007, 195 S.

Rasmus Glenthøjs Analyse von nationaler Identität und Patriotismus im dänischen Bürgertum während des Krieges gegen die Engländer 1807–1814 sollte nicht als ein Produkt der Jubiläumsgeschichtsschreibung missverstanden werden, bei der ein runder Geburtstag dazu führt, sich mit einem bestimmten Ereignis zu beschäftigen. Vielmehr muss das Thema des Buches, die Verwendung von Begriffen wie „Vaterland“, „Nation“ und „Sprache“ im Kontext der verhältnismäßig umfangreichen Literatur zur nationalen Identität gesehen werden. Dieses Thema ist wichtig und interessant, weil der für Dänemark so katastrophale Krieg von den Identitätshistorikern bislang recht wenig beachtet worden ist. Nahe liegender Grund dafür ist, dass das britische Feindbild dieser Jahre völlig der nahezu totalen Fixierung auf die Antipathie gegen das Deutsche widerspricht – dem Motor der Entwicklung einer dänischen Identität.

Glenthøj setzt den nationalen Diskurs der „Engländerkriege“ in einen größeren ideengeschichtlichen Kontext des Übergangs vom Staatspatriotismus des 18. Jahrhunderts zu einer ethnisch-kulturell definierten nationalen Identität, der Voraussetzung

für den Nationalstaat. Er präsentiert den „modernistischen“ und den „ethnizistischen“ Forschungsansatz, hält sich jedoch bezüglich einer klaren Wahl zurück. Zu beobachten ist eine gewisse Skepsis gegenüber dem modernistischen Konstruktionsverständnis, was mit der wichtigen Einschränkung markiert wird, dass eine Konstruktion etwas benötige, von dem aus konstruiert werden kann. Generell folgt das Buch der althergebrachten historischen Auffassung, die faktische Begebenheiten dafür erklärt, dass die Geschichte nicht anders hätte verlaufen können. So indiskutabel dieser Zugang auch sein mag, gibt doch gerade die Reflexion über Identitäten und Konstruktionen manchmal Anlass, die Geschichte gegen den Strich zu lesen.

Die Untersuchung basiert auf einer großen Materialfülle, was beweist, dass es noch immer möglich ist, in den zeitgeschichtlichen Quellen neue Stoffe zu entdecken. Das Buch enthält zahlreiche interessante Beobachtungen, die in den Kontext von Identität und nationaler Vorstellungswelt gestellt werden. Hierdurch wird es zu sowohl einer Ergänzung als auch – in gewissem Maße – einem Korrektiv zu frü-

heren identitätsgeschichtlichen Werken, auch wenn die Analyse die dominierende Position der deutschen Philosophie in der dänischen Debatte nicht antastet – ebenso wenig wie die überragende Bedeutung des deutschen Feindbildes.

Die britischen Demonstrationen der Macht von 1801 und 1807 schockierten die dänische Öffentlichkeit und kanalisiert einen guten Teil der nationalen Identitätsbildung in eine hasserfüllte Auseinandersetzung mit dem durch den Handel „korrumpierten“ Inselreich, die das Bild des lasterhaften und verderbten Karthago bemühte. Selbst *His Majesty's* Hannoveraner erschienen als das zivilisierte Element im Heer des Feindes. Der „Engländerkrieg“, der zur Auflösung der Union von Dänemark und Norwegen führte, verschaffte dem Widerwillen gegen das Deutsche eine Pause in der nationalen Debatte, jedoch ohne dass die Briten längerfristig die Rolle der Deutschen übernehmen sollten. Der Schluss ist einleuchtend, dass die entfernte Lage Englands dessen Verwendbarkeit als Gegenidentität in der Identitätsbildung zuwiderlief – auch wenn die Abneigung weit länger anhielt, als es sich die meisten heutzutage noch vorzustellen vermögen. Derselbe Hass war der Keim zur deutschfreundlichen Haltung Knut Hamsuns und vieler anderer Norweger bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Jens Rahbek Rasmussen hat bereits nachgewiesen, dass die Dänen nicht als unmit-

telbare Konsequenz von 1864 anglophil wurden; auch nennt er viele Beispiele dafür, wie 1807 einen mehr als hundertjährigen Einfluss auf die Sicht vieler Dänen auf das mächtige Imperium ausübte.

Glenthøj hat ein gutes Argument gegen den Glauben der Konstruktivisten an die Allmacht der Eliten, wenn er feststellt, dass die gesamtstaatliche Elite nicht das von ihr gewünschte Vaterland schaffen konnte (S. 119). Doch wäre dies fast geglückt – hätte die Französische Revolution nicht die dänischen Nationalisten und die schleswig-holsteinischen Regionalisten auf der Zielgeraden 1848 gerettet, wäre der Gesamtstaat zu einer konstitutionellen Monarchie geworden, deren Existenz schwer zu bekämpfen gewesen wäre. Wäre es nicht zu zwei Kriegen um Schleswig gekommen, hätte die Feindschaft zu den Briten mehr Dänen dazu gebracht, eine Allianz mit Deutschland vorzuziehen. Es gibt Gründe, auf den Konstruktionsaspekt der Identitätspolitik hinzuweisen. Unter anderen Umständen hätte der Krieg gegen die Engländer (bei der Herausbildung einer dänischen nationalen Identität) sehr wohl eine Rolle spielen können. Schließlich war dies eine Zeit, welche die Idee von den Schweden als Brudervolk erschuf, was sowohl unter Beachtung der längeren als auch der unmittelbaren Geschichte zum Mindesten bemerkenswert genannt werden sollte. Wenige Jahrzehnte später sollten andere das Bild eines Eng-

land und seiner Bewohner als Verwandte erschaffen, das sich auf längere Sicht als stärker als das Feindbild erweisen sollte.

Deshalb bezeichnet der Autor die spätere dänisch-deutsche Konfrontation etwas voreilig – und gegenüber der nationalhistorischen Auffassung unkritisch – als „unausweichlich“ („uundgåelig“, S. 174). Besonders gegen Ende des Buches wird der Weg der Holsteiner fort vom Reich als prädestiniert dargestellt. Dahlmanns Waterloo-Rede wurde später eine weichenstellende Bedeutung zugemessen, die sie schon dadurch kaum gehabt haben dürfte, als sie lediglich die Stimmung einer Minderheit abbildete. In Anbetracht des Verlaufs der Geschichte lässt sich sagen, dass der Gegensatz zum Deutschen während der „Engländerkriege“ gewissermaßen pausierte, doch hätte der Widerwille in einer anderen Konstellation Anwendung für die Konstruktionsarbeit finden können, die nationale Identitäten schafft.

Die Dänen fühlten sich zweifellos enger mit den Norwegern als mit den Holsteinern verbunden, doch gab es während dieser ersten Krise nie einen Zweifel an der Loyalität der Herzogtümer. Dies muss betont werden, nachdem die Entwicklung in Deutschland auch eine andere Reaktion hätte hervorrufen können. Zudem ist zu bedenken, dass die einzelnen Teile des Konglomeratstaates in dieser Krise oft-

mals als einzelne Glieder reagierten und damit bewiesen, dass es sich beim Gesamtstaat nicht um eine wirkliche Einheit handelte. Für die Reaktion der Dänen muss berücksichtigt werden, dass es ihre Hauptstadt war, die von den Briten angegriffen wurde. Hätte ein britischer Angriff auf einen anderen Teil des Reiches zu einer ähnlichen Bitterkeit geführt? In den Herzogtümern wurde jedenfalls eine größere Summe gesammelt, um der Not leidenden Hauptstadt zu helfen. Hingegen wissen wir nicht, was die Kopenhagener getan hätten, wären Altona oder Bergen bombardiert worden.

Das Buch folgt dem undifferenzierten Umgang mit dem dänischen Bürgertum als Exponent der nationalen Identität. Geht es nun um dänische Ethnizität oder um eine dänische (deutsch gefärbte) Ideologie, welche einen Dänen dänisch macht, wenn er in seinem eigenen dänischen Vaterland dänisch geboren wurde? Der skeptische Leser kann seine Verwunderung nicht immer zurückhalten, wenn das nationale Bürgertum eins ums andere Mal mit Namen wie Hellfried, Bärens und Nachtigall repräsentiert wird. An einer Stelle heißt es: „Wie Teile des Bürgertums Personen einschloss, die nicht als Mitglieder der dänischen Geburtsgemeinschaft angesehen wurden, kommt deutlich zum Ausdruck beim damaligen Koldinger Beamten (Amtmann) und späteren Generalpostdirektor C. F. Hellfried. Er glaubte,

dass auch wenn sich Ausländer in der Hauptstadt als Dänen bezeichneten, so waren und blieben sie doch vaterlandslos.“ („Hvordan dele af borgerskabet opfattede personer, der ikke ansås som medlemmer af det danske fødselsfællesskab, kommer tydeligt til udtryk hos den daværende amtmand i Kolding og senere generalpostdirektør C.F. Hellfried. Han mente, at selvom udlændingene i hovedstaden kaldte sig danske, så var og blev de fædrelandsløse.“, S. 63) Das Indigenatsrecht lag zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre zurück, doch neigt man trotzdem zu der unbehaglichen Frage, wie lange wohl Hellfried und seine Familie dänisch gewesen seien. Was gab Hellfried und anderen das Recht, Dänischsein zu definieren oder in hasserfüllten Pamphleten die deutschen Untertanen des Königs niederzumachen? Der deutsch geborene Frederik (Friedrich) Münter war

ein Initiator des Aufbaus des dänischen Nationalmuseums – war er Däne, weil er in Kopenhagen wohnte? Anders Sandøe Ørsted wurde später beschuldigt, un-national zu sein, weil er den Gesamtstaat zu retten versuchte. Und doch war er auf Langeland als Sohn eines dänischen Apothekers geboren worden.

Die deutsch-dänische Konfrontation war nicht unausweichlich, aber die Geschichte des Gesamtstaates endete in einem bitteren Konflikt. Es ist das Verdienst von Rasmus Glenthøj, dass er ein oft unterschätztes Kapitel in der dänischen nationalen Identitätsbildung beleuchtet, und der oft sehr eindimensional geschilderten Entwicklung eine kleine Korrektur hinzugefügt hat.

*Steen Bo Frandsen (Hannover)*

Kjell Å. Modéer (red.): *Grændse som skiller ej! Kontakter över Öresund under 1900-talet*. København: Museum Tusulanums Forlag 2007, 137 S.

Der Herausgeber der im Titel genannten Anthologie Kjell Å. Modéer ist Sprecher von Einar Hansens Forskningsfond. Dieser Fond wiederum hat die Finanzierung des 2002 stattgefundenen Öresund-Symposiums und die Drucklegung der vorliegenden postumen Festschrift für Einar Hansen (1902–1994) übernommen. Der sehr selektive und rückwärtsgewandte Blick beinahe sämtlicher Beiträge erklärt sich zu einem erheblichen Teil aus der Textsorte Festschrift: Ausdrücklich soll an Hansens Einsatz für das „dänisch-schwedische Kulturleben“ erinnert werden (siehe Widmung).

Der biographische erste Beitrag, von Herausgeber Modéer verfasste „Stiftungsprosa“, ist trotz Überlänge recht interessant zu lesen, handelt es sich doch um die übersichtliche Zusammenfassung von Modéers Monographie *Patriot i gränsland. Einar Hansen – entreprenör och mecenat* (2002). Hansen war in der Kombination aus politischer Kulturpersönlichkeit, Verlagschef, Zeitungsredakteur, Reederei-Unternehmer und Mäzen eine schillernde Gestalt: Ausgehend von seiner Biographie lässt sich die Geschichte der dänisch-schwedischen Grenzregion auf eingängi-

ge Weise verdichten, widersprüchliche Tendenzen mit eingeschlossen. Der aus Horsens stammende Unternehmer wuchs in Kopenhagen auf und wurde insbesondere für seine Verdienste bekannt, die dem wirtschaftlichen Wachstum der Stadt Malmö dienen sollten. Während des Zweiten Weltkriegs unterstützte er den Ausbau der schwedischen Luftwaffe und Marine und setzte sich für die Rettung jüdischer Flüchtlinge nach Schweden ein. Hansens Tätigkeitsgebiete als heroischer Unternehmer, herrischer Patron oder bicultureller „Nationalist“ werden von Modéer aus naheliegenden Gründen loyal dargestellt, nicht zuletzt unter Berufung auf die von einem Freund Hansens, Torkild Vogel-Jørgensen, im Jahr 1952 veröffentlichte biographische Darstellung. Dadurch werden eigentlich Pointen verschenkt, weil es sich gelohnt hätte, die vielen unterschiedlichen Initiativen des Mäzens als Spannungsfelder aufzuarbeiten. So hätten etwa Hansens dem 19. Jahrhundert verpflichtete Ideologeme oder seine Orientierung am Skandinavismus (vgl. S. 22) näher beleuchtet werden sollen. Folgende Kostprobe spricht für sich selbst: „Frei wie ein Vogel überquerte er den Öresund in seinem Motorboot, um

Geschäfte abzuschließen oder um seine Verwandten in Kopenhagen zu treffen, oder er fuhr mit dem Motorrad auf der gepflasterten Landstraße zu den Professoren in Lund.“ („Han for fri som en fågel med sin motorbåt över Öresund för affärer eller för möten med släkten i Köpenhamn, eller med sin motorcykel på den stensatta landsvägen till samtal med professorerna i Lund.“, ebd.). Aus strukturalistischer Perspektive würde man Hansen übrigens als „Trickster“ bezeichnen (vgl. C. Lévi-Strauss, 1967), der ambivalente Symbolkomplexe zu verknüpfen versteht.

Die weiteren sechs Artikel stellen sich als unzusammenhängende, wenn auch mitunter lesenswerte Einzelbeiträge dar, durchweg von einer gesetzten Herrenriege verfasst: Bis auf den Verfasser des politikgeschichtlichen Artikels, Ulf Zander (geb. 1965), sind die Beiträger zwischen 64 und 79 Jahre alt. Der biographisch bedingte Erfahrungshintergrund mag, gerade für den Zeitzeugenbericht eines dänischen Flüchtlings (Olaf Olsen, geb. 1928), der ab 1943 als Gymnasiast zwei Jahre in Lund verbrachte, eine Rolle gespielt haben. Ein anderer Faktor für die begrenzte Auswahl ist offensichtlich das bestehende akademische Netzwerk zwischen Lund und Kopenhagen: So genießt beispielsweise der emeritierte Archäologie-Professor Olsen auch Bekanntheit als ehemaliger Leiter des dänischen Nationalmuseums. Dass der einzige Beitrag ei-

ner Verfasserin in diesem Band von der Sprachwissenschaftlerin und -mittlerin Elise Bojsen stammt und eher die Rolle einer unterhaltsamen Schlussvignette über die interskandinavische Kommunikation übernimmt, stimmt jedenfalls nachdenklich. Als Mitarbeitern von *Dansk Sprognaevn* liefert Bojsen eine zehnhseitige Zusammenschau des dänisch-schwedischen Sprachkontakts, einschließlich der möglichen Fallgruben in der Kommunikation, insbesondere das asymmetrische Hörverständnis der Skandinavier untereinander betreffend. Die Einbeziehung Norwegens wirkt wenig überzeugend, außerdem vermissen wir den Hinweis auf *Politikens Öresundsordbog* von Jonny Sjöberg (2000). Per Erik Ljungs Aufsatz über die den Sund überschreitenden literarischen Kontakte kommt in entsprechender Weise die Funktion eines dekorativen Prologs zu, der zugleich beruhigend kanonisiertes präsentiert: Vilhelm Ekelund, Hjalmar Söderberg und August Strindberg interessierten sich Ljung zufolge in erster Linie für die dänische Hauptstadt, und zum Genre der dänischen „Fernglasliteratur“ werden wenig überraschend die Autoren Klaus Rifbjerg, Frank Jæger und Sten Kaalø genannt. Der in diesem Beitrag zitierte Lobgesang Lars Forsells auf seinen Mäzen Victor B. Andersen (1982) hat sich bestimmt vorzüglich für die Eröffnung des Einar-Hansen-Symposiums geeignet. Wenn man sich einerseits akademisch umgattert und dennoch wenig reflektiert

mit stereotypen Fremd- und Selbstbildern von Dänen und Schweden auseinandersetzt, ist man selbst jovialen Scherzen bald nicht mehr abgeneigt (vgl. S. 53).

Es stellt sich die Frage, warum der Band seiner Botschaft zum Trotz eine nationale Zweiteilung aufweist: Der erste, Lundscher Teil schließt mit einem eher anekdotischen Beitrag des Ethnologen Orvar Löfgren ab („Identitetstrafik över Öresund“), der zweite, Kopenhagener Teil wird mit einem summarischen Abriss zur Rettungsaktion dänischer Juden 1941 von Hans Kirchhoff, Historiker an Københavns Universität eröffnet. Ausgerechnet der am deutlichsten forschungsbasierte Artikel von Ulf Zander über nationale und regionale Identitäten im Ostseeraum um 1900 fällt viel zu kurz aus. Auch scheint mir der Einwand berechtigt, dass auf dem Symposium das akademische Feld hätte überschritten werden müssen, um das unternehmerische und politische Moment in der „Hanseniana“ stärker herauszustreichen.

Wer die Öresundsregion aus eigener Anschauung oder aus der bisher recht disparat wirkenden Forschungsliteratur kennt,

wird das Anliegen dieser knappen Anthologie rasch als nostalgisch identifizieren. Das 20. Jahrhundert wird nicht bis zur Gegenwart aufgearbeitet, so dass keinerlei Informationen zu Ørestad/Örestad oder etwa zum aktuellen Stand der Regionalwissenschaft oder der Ostseeraumforschung geliefert werden. Dass die konkreten Pläne für die grenzüberschreitende Region am Öresund bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts zurückreichen, wird ebenfalls ausgespart. Der gewählte Bezugsrahmen wird ausgehend von den dänisch-schwedischen Wechselbeziehungen nicht auf den internationalen Kontext erweitert, daher sind auch keine Vergleiche zu anderen grenzüberschreitenden EU-Regionen angestrebt.

Summa summarum: Dieser Band hätte durch Artikel weiterer VerfasserInnen aufgestockt werden müssen. Um dem Thema einen ihm angemessenen Referenzrahmen zu geben, hätten auch Beitragende einbezogen werden sollen, die nicht in schwedischen oder dänischen Universitäten bzw. außerhalb der schon bewährten „binationalen“ Personennetze verortet sind.

*Antje Wischmann (Berlin)*

Knud Romer: *Wer blinzelt, hat Angst vor dem Tod*. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel Verlag 2007, 169 S.

Selten hat ein autobiographischer Roman, in dem der Übergang zwischen real Erlebtem und Fiktion nicht eindeutig zu erkennen ist, solch eine unmittelbare Wirkung auf den öffentlichen Diskurs in Dänemark gehabt wie das Erstlingswerk des 1960 geborenen dänischen Autors und Werbefachmanns Knud Romer. Sein im Juni 2006 erschienenes Buch *Wer blinzelt, hat Angst vor dem Tod* (*Den som blinker er bange for døden*), in dem er scheinbar eigene Erlebnisse und Erinnerungen an Kindheit und Jugend in der Kleinstadt Nykøbing auf der Insel Falster in den sechziger und siebziger Jahren verarbeitet, wurde ein Bestseller, der über Monate hinweg die Verkaufslisten anführte, mit mehreren Literaturpreisen gewürdigt wurde, nach Erscheinen von der Presse sehr wohlwollend angenommen und zudem nach einem halben Jahr eine intensive öffentliche Diskussion über Fiktion und Wahrheit auslöste. Das Buch wurde mehrfach neu aufgelegt und allein in Dänemark wurden bisher ca. 70.000 Exemplare (laut *Flensborg Avis*, 13.9.2007) verkauft. Es wird mittlerweile in 18 Ländern vertrieben und ist neuerdings auch in deutscher Übersetzung beim Insel Verlag erschienen.

Als Roman mit einem autobiographischen Bezug ist *Wer blinzelt, hat Angst*

*vor dem Tod* ein kompaktes, geschickt komponiertes und fesselnd geschriebenes Werk. Romer verbindet in seiner eindringlichen und klaren Prosa unterschiedliche Ebenen und verknüpft biografische Schicksale in Dänemark und Deutschland über drei Generationen hinweg. So finden sich in der Darstellung des Ich-Erzählers Knud Romer, von der in der Erzählung zentralen Mutter auch „Knüdchen“ genannt, konzentrierte Personen- und Milieuzeichnungen der Großeltern, Onkel und Tanten, Eltern sowie des Erzählers. Dabei spielen die Erlebnisse des jungen Knud als Sohn einer dominanten deutschen Mutter und eines neurotisch gezeichneten dänischen Vaters („für Vater war Sauberkeit und Ordnung das Wichtigste“, S. 93) eine zentrale Rolle. Eindringlich thematisiert er die Begrenztheit einer dänischen Provinzstadt, in dem Knüdchen sozial isoliert und wegen der deutschen Mutter stigmatisiert aufwächst: „Nykøbing Falster ist eine so kleine Stadt, daß sie aufhört, bevor sie überhaupt angefangen hat. Bist du einmal drinnen, kannst du nicht wieder hinaus – und wenn du draußen bist, kommst du nicht hinein“ (S. 107). Er berichtet in einem nüchternen Ton, der allerdings auch humoristische Episoden präzise darstellt.

In einem Satz wird die Rahmensituation festgehalten: „Der Zweite Weltkrieg hatte niemals aufgehört, wenn es um Mutter, Vater und unsere Familie ging, Nykøbing war noch immer besetzt“ (S. 112). Knuds Mutter und er selbst erlebten tagtäglich Anfeindungen und Erniedrigungen, weil die Mutter deutsch war. Beim Einkauf des täglichen Bedarfs wurde die Mutter kaum bedient und übervorteilt. Knud selber war in der Schule und auf der Straße das „deutsche Schwein“ – „Tyskersvinet“, das schikaniert und lächerlich gemacht wurde. Er erlebte seine Kindheit und Jugend isoliert und von ständigem Mobbing begleitet. Der Ich-Erzähler war ein Außenseiter. Dazu trug auch die Nachhaltigkeit und Hartnäckigkeit bei, mit der seine Mutter inmitten der dänischen Provinz deutsche Traditionen vermittelte. Nur in der Welt der Bücher in der öffentlichen Bibliothek konnte er aufblühen und der Realität der Kleinstadt mitsamt Ausgrenzung und Bosheit entfliehen, die allerdings auch anderen Kindern als Außenseitern zuteil wurde (S. 138) und sich somit nicht ausschließlich als antideutsch bemerkbar machte.

Als Roman und Literatur funktioniert das Buch gut und umfasst weitere Bedeutungsebenen als die deutsch-dänische. Es gibt Ansatzpunkte zu unterschiedlichen und differenzierten Interpretationen, die eine allgemeine Bedeutung haben. Allerdings gab der autobiographische Ansatz

Anlass zur Diskussion und zu Protesten der vermeintlich unzutreffend Portraitierten.

Das Buch führte in Dänemark nach einem halben Jahr zu zahlreichen Presseberichten sowie Leserbriefen mit heftigen, zum Teil emotional aufgeladenen Aussagen und Kritik, ausgelöst durch den Widerspruch von Klassenkameraden und Bekannten, die Romers Bild nicht wieder erkennen konnten. In einem „offenen Brief“ in der Zeitung *Weekendavisen* am 2. Februar 2007 wurde er von einem Jugendfreund zu einem Dementi aufgefordert. Regionale und landesweite Medien wie *Jyllands-Posten*, *Politiken* und *Information* setzten sich daraufhin eingehend mit dem Buch auseinander; zentrale Frage dabei war, ob es sich um Fiktion oder wahrheitsgetreue Erinnerung handele. Sogar ein Leitartikel in der großen Zeitung *Berlingske Tidende* befasste sich am 7. Februar 2007 mit Romers Roman. Anlass war dabei nicht die deutsch-dänische Komponente, sondern insbesondere der Umstand, dass mehrere Klassenkameraden Romers in den Medien zum Buch Stellung bezogen und ein anderes Bild der sechziger und siebziger Jahre zeichneten. In Nykøbing Falster gefiel Romers Buch nicht unbedingt. Ein Jugendfreund bezeichnete es als „fette Lüge“ und hatte keinerlei Erinnerung an Romers Rolle als Sündenbock, sein ehemaliger Lehrer bezeichnete ihn als „ganz

normal“. Romer verwies darauf, dass sein Buch ein Roman und somit Fiktion sei, während einige Kritiker darauf pochten, er würde vielmehr eine Art Erinnerungsbuch vorlegen.

Ein anscheinend autobiographischer Roman wurde als Realbericht aufgefasst und führte somit zu persönlichen Reaktionen, wobei auch der Vorwurf der Lüge und Verfälschung Verwendung fand. Angesichts der heftigen Diskussionen untersagte Knud Romer im März 2007 anlässlich eines öffentlichen Vortrages in Nivå nördlich von Kopenhagen der Presse, von einer Dichterlesung zu seinem Buch zu berichten (*Berlingske Tidende*, 24.3.2007).

Neben diesen Protesten, die wiederum zu einer Diskussion darüber führten, wie ein Autor mit der Realität umgehen kann und darf, führte Romers Buch gewissermaßen als Nebenwirkung zu vereinzelt Betrachtungen über das Verhältnis der Dänen zu den Deutschen im Lande. Erst mit einiger Verspätung wurde die Komponente des Deutschenhasses an sich in einigen Leserzuschriften thematisiert. So stellte ein Leser, der sich als „ethnisch Halbdeutscher“ bezeichnete, am 17. Februar 2007 in der Zeitung *Politiken* die zentrale Frage: Ist der Deutschenhass in Nykøbing Falster des Knud Romer Fiktion oder Wirklichkeit? Für ihn selber, der einen deutschen Vater hat und in den siebziger und achtziger Jahren in der dänischen

Provinz aufwuchs, war der Hass Realität. Er wurde selbst „deutsches Schwein“ genannt und lernte in der Schule, nicht über seine deutschen Ahnen stolz zu sein, weil für seine dänischen Kameraden alles Deutsche Synonym für Nationalsozialismus war. Die Klassenkameraden reckten den Arm und riefen „Heil Hitler“. Falls er seine damaligen Kameraden heute nach Mobbing fragen würde, würden sie es vermutlich verneinen, wie auch Knud Romers Kameraden heute keine Erinnerung daran haben.

Diese Perspektive wurde in *Politiken* am 18. März 2007 in einem journalistischen Beitrag konkret aufgegriffen. Dabei wurde darauf verwiesen, dass andere Dänen mit deutscher Familie auch in den achtziger Jahren und Anfang der neunziger Jahre Deutschenhass und Anfeindungen begegneten in einer Form, wie es im Roman dargestellt wird. Dazu gehörten u. a. Erlebnisse von Angehörigen der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein, die bei Aufenthalten in Dänemark zum Teil gemieden wurden, weil sie als Deutsche wahrgenommen wurden. Ein heute 35-Jähriger mit deutschem Vater und dänischer Mutter, der auf Seeland aufwuchs, stellte aufgrund persönlicher Erfahrungen gar fest, dass der Deutschenhass ein Rassismus sei, der in Dänemark verwurzelt ist – und da Deutschland ein großes Land sei, das Dänemark unterjocht hat, werde dies auch nicht als problematisch wahr-

genommen. Dänische Experten wie die Historikerin Annette Warring interpretierten die Reaktionen in einer mehr als zweihundertjährigen Tradition, die mit der Herausbildung der nationalen Identität im Kontrast zum Deutschen eng verknüpft sei, während der Historiker Claus Bryld darauf verwies, dass der Deutschenhass mit der zeitlichen Entfernung zum Zweiten Weltkrieg abklingt und in den letzten zehn bis 20 Jahren eindeutig abgenommen habe. So ist Berlin heute ein kultureller Knotenpunkt, der Dänen anzieht, und die fortwährende Vergangenheitsbewältigung u. a. in populären Filmen wie „Der Untergang“ führt ebenfalls zu einer Revision der Vorurteile gegenüber den Deutschen.

Dennoch wurde dieser Aspekt des Romans nicht weitergehend in der Presse diskutiert, obgleich viele Dänen bis in die neunziger Jahre ein durchaus kompliziertes Verhältnis zu den deutschen Nachbarn hatten. Unreflektierte und pejorative Aussagen über Deutschland anhand des einfältigen Denkschemas „Deutsche sind Nazis“ waren keine Seltenheit, sondern im Alltag verbreitet. Dabei spielt Ignoranz und Indif-

ferenz vermutlich eine genau so große Rolle wie tradierte und weitergereichte Vorurteile gegenüber den Deutschen. Die Zeit der Besatzung 1940–1945 warf zumindest bis zum dänischen Sieg im Finale der Fußball-Europameisterschaft 1992 gegen Deutschland einen Schatten über das Bild der Dänen vom Nachbarn im Süden, wobei die Nachkriegsgenerationen von den Erzählungen der Älteren über den Krieg und die Besatzung sowie von den Erlebnissen mit deutschen Touristen geprägt wurden. Die Hänseleien waren oftmals weniger ernst gemeint, als sie vom „Opfer“ wahrgenommen wurden, verletzt aber trotzdem tief. Dies erklärt vermutlich zum Teil die unterschiedlichen Auffassungen, die in der Debatte über Knud Romers Buch geäußert worden sind. Erst in den letzten zehn Jahren zeigt sich in Dänemark verstärkt ein anderes, positiveres Bild der Deutschen, was übrigens auch damit zusammenhängt, dass etliche tausend Deutsche heute gern gesehene und benötigte Arbeitskräfte in Dänemark sind.

*Jørgen Kühl (Flensburg)*

Niels Kayser Nielsen: *Body, Sport and Society in Norden. Essays in Cultural History*. Aarhus: Aarhus University Press 2005, 305 S.

Das Erkenntnisinteresse, das Niels Kayser Nielsen, Historiker an der Universität Aarhus, mit seinem Essayband *Body, Sport and Society in Norden* verfolgt, formuliert er selbst so: „[T]he purpose is to show that sport always exists in correlation and interplay with the ‚great history‘“ (S. 122). Die Verbindung der Geschichte des Sports mit der Geschichte und Politik der nordischen Länder seit 1800 ist der rote Faden, der die zehn, ungefähr 15-seitigen Essays zu so unterschiedlichen Themen wie die Rolle des Körpers in der Aufklärung, die Olympischen Spiele von 1912 in Stockholm und die Entwicklung des Handballs im ländlichen Dänemark der dreißiger Jahre miteinander verknüpft. Niels Kayser Nielsen hat, wie das Literaturverzeichnis mit unter anderem über 20 eigenen Veröffentlichungen eindrucksvoll belegt, seit dem Ende der achtziger Jahre auf dem Gebiet der Sportgeschichte geforscht und publiziert. Hier legt er erstmals eine Sammlung von Aufsätzen auf Englisch vor, die einen Überblick über seine Forschungsergebnisse gibt und auf bislang wenig erforschte Aspekte hinweist.

Kayser Nielsen untersucht die ihm zufolge von der Forschung zu wenig berücksichtigte Rolle des Sports in der Ge-

schichte der nordischen Nationen, wobei er den Fokus sowohl auf Gemeinsamkeiten der nordischen Länder als auch auf die teilweise erheblichen Unterschiede lenkt. Mit dieser sich als produktiv erweisenden komparatistischen Perspektive geht er der Frage nach, welche Sportarten, welche Akteure, welche Institutionen und welche Räume die Geschichte des Sports im jeweiligen Land geprägt haben und bis heute prägen. Ein faszinierendes und vermutlich einzigartiges Beispiel ist die Verbindung von Profifußball und Militär im Finnland des Zweiten Weltkriegs, der Kayser Nielsen im Essay „Sport at the Front: Football and Nation in Finland during the Second World War“ nachgeht. So trainierten einige Spieler des Fußballclubs IFK Vasa, die alle in die Eliteeinheit IR 61 eingezogen worden waren, in den Pausen zwischen den Militäreinsätzen an der Front auf provisorischen Plätzen weiter. Dieses informelle Training, ob an der russischen Grenze östlich von Helsinki oder später in Karelien, bildete laut Kayser Nielsen die Grundlage für den anhaltenden Erfolg des Fußballvereins in den Nachkriegsjahren, als die ehemaligen Soldaten wieder sieben Spieler in der Stammelf stellten. Die Erfahrungen sowohl im Sport als auch im Krieg trugen, so Kayser Nielsen, dazu bei, Unterschiede im Hinblick

auf die Herkunft der Akteure zu verweisen. Die schwedischsprachigen Fußballer und Veteranen aus Vasa verkörpern demnach ein aufblühendes, die Einheit der sich sprachlich und kulturell unterscheidenden Landesteile beförderndes Nationalgefühl in Finnland im und nach dem Krieg.

Neben im engeren Sinn sporthistorischen Untersuchungen widmet sich Kayser Nielsen auch literarischen Formulierungen und bildkünstlerischen Visualisierungen eines neuen Körpergefühls am Anfang des 20. Jahrhunderts und löst damit seinen Anspruch ein, eine umfassende Kulturgeschichte zu schreiben. Johannes V. Jensens Vitalismus darf da kaum fehlen. Spuren des Kults um Körper, Leben und Bewegung zeigt Kayser Nielsen im Kapitel „Decadence and Vitality: Sport and the Collective Mentality around 1900“ in Johannes V. Jensens unterschiedlichen Genres auf. Die Verbindung von Literatur und Sport im engeren Sinn, die bei dem offensichtlichen Körper- und Bewegungskult aufzuzeigen nicht unbedingt nötig gewesen wäre, gerät denn auch kurz und wenig überzeugend: Genau in das von Johannes V. Jensen formulierte „konzeptuelle Universum“ („conceptual universe“, S. 61) hinein sei um 1900 der Handball „geboren“ worden, seine Gedanken hätten gar im Spiel Handball „resultiert“. Einen ähnlichen Kurzschluss gibt es auch bei der Präsentation des schwedischen

Malers Eugène Jansson im Kapitel „Painting the New Body: Four Nordic Artists 1900–1914“, wo es in Bezug auf dessen *Badende* und Turner heißt, er sei ein „Repräsentant der Essenz des Sports“ („representative of the essence of sport“, S. 81), und seine Homosexualität, um die es zu seiner Zeit Gerüchte gegeben habe, sei deshalb „irrelevant“ (S. 79).

Es ist durchaus wichtig und fruchtbar, Literatur und bildende Kunst im Rahmen der Sportgeschichte zu untersuchen, vor allem in einer Zeit, in der, wie Kayser Nielsen ganz richtig bemerkt, „the biological and the artistic grappled with each other“ (S. 82). Kayser Nielsen schießt aber etwas über sein Ziel hinaus, wenn er die ‚Essenz‘ des Sports auch als wesentliches Merkmal der Bilder und Texte begreift und diese nicht, um in einer Sportmetaphorik zu bleiben, als Arena ansieht, wo die Bedeutung von Sport, Bewegung und Körper erst verhandelt wird. Nimmt man beispielsweise die neueste Forschungsliteratur zu Jansson zur Kenntnis (was Kayser Nielsen hier nicht tut), wird deutlich, dass es in den Bildern gerade um eine Verschränkung von Körper, Sport und (Homo-) Sexualität geht (überhaupt blendet Kayser Nielsen die Frage nach Sexualität und Geschlecht so gut wie total aus, was in einer neu erscheinenden Kulturgeschichte des Körpers seit der Aufklärung doch etwas merkwürdig erscheint). Auf seiner als schwierig bezeichneten, aber

ehrgeizigen Suche nach denjenigen Aspekten des Sports, die die Künstler jeweils fasziniert haben (vgl. S. 81), entgeht ihm, dass z. B. Munch, trotz seiner *Badenden Männer*, höchstens ein ironisches Verhältnis zum Sport gehabt haben kann.

Kayser Nielsens Begeisterung und Leidenschaft für Sport, der er schon in der Einleitung Ausdruck verleiht und die den Band grundsätzlich zu einer anregenden Lektüre macht, äußert sich teilweise in Nostalgie („performance and competition have taken over and turned sport into idiotic commerce“ versus die „first fresh decades“ des 20. Jahrhunderts, als Sport noch „arousal of both mind and body“ gewesen sei, S. 82) und teilweise in einer Detailgenauigkeit (besonders im Kapitel „Handball in Rural Denmark in the 1930s“), die die anvisierten LeserInnen außerhalb Skandinaviens zum Überblättern verleiten dürfte. Dass eine Leserschaft angesprochen ist, die keine der skandinavischen Spra-

chen beherrscht, wird darin deutlich, dass mit „Lutherans, Conformists, Social Democrats – and Athletes“ ein Essay den Band abschließt, der überblickshaft Auskunft über den skandinavischen „Sonderweg“ (S. 158) bzw. das skandinavische Wohlfahrtsstaatsmodell gibt, wo die Athleten der Überschrift entsprechend nur am Rande eine Rolle spielen. Besonders aber das Fehlen von Zitaten in Originalsprache ist schade, handelt es sich doch um selten publiziertes Material und oft um faszinierende Quellen. LeserInnen, die der skandinavischen Sprachen mächtig sind, greifen vielleicht besser zu Kayser Nielsens zahlreichen, anderen Veröffentlichungen. Ohne die unter Umständen auf Übersetzungsprobleme zurückzuführenden Unklarheiten und Ungenauigkeiten wird dort sein Anliegen, nordeuropäische Sportgeschichte als Kulturgeschichte zu präsentieren, noch deutlicher vorgeführt.

*Lill-Ann Körber (Berlin)*

Jörg Zägel (in Zusammenarbeit mit Reiner Steinweg): *Vergangenheitsdiskurse in der Ostseeregion. Band 1: Auseinandersetzungen in den nordischen Staaten über Krieg, Völkermord, Diktatur, Besatzung und Vertreibung*. Berlin: LIT Verlag 2007, 216 S. (= Kieler Schriften zur Friedenswissenschaft; 14).

Der hier vorgestellte Band ist der erste von zwei Bänden, die die Geschichts- und Erinnerungspolitik in der Ostseeregion behandeln; der angekündigte zweite konzentriert sich auf die Erinnerungsprozesse in Russland, Polen und den baltischen Staaten. Mit Ausnahme Deutschlands werden alle Staaten der Ostseeregion behandelt. Erklärtes Ziel ist es, „einen Eindruck von den einschlägigen Diskursen bei den Ostseeanachbarn [zu vermitteln] und für die Tatsache zu sensibilisieren, dass die Interpretationen der Gewalterfahrungen des 20. Jahrhunderts rund um die Ostsee keineswegs einheitlich ausfallen und zudem auf unterschiedliche Weise in die jeweiligen nationalen Narrative integriert werden.“ (S. 7) Auf diese Weise sollen die Nachbargesellschaften in die Lage versetzt werden, „sich anbahnende Umwertungen und Neuorientierungen des öffentlichen Bewusstseins in diesen Ländern zu verstehen.“ (S. 10) Ein hehrer Ansatz und ein sicherlich schwieriges Unterfangen.

Der Titel macht neugierig auf eine neue vergleichende Systematik, insbesondere

da eine solch große Anzahl von Ländern einbezogen wird. Zudem sind die Staaten des Nordens sowie Zentral- und Osteuropas in den gängigen Werken nicht oder nur selten in einem Projekt vergleichend betrachtet worden. Wer aber Inspiration für die eigene vergleichende Forschung oder das Feld geschichtspolitischer Deliberation und Geschichtskultur erwartet hat, wird von der äußerst knappen Einleitung und den übergangslos aneinander gereihten Kapiteln enttäuscht. Die Qualitäten des Bandes entfalten sich erst in den jeweiligen Kapiteln. Ferner stützt sich der Band mit wenigen Ausnahmen ausschließlich auf deutsch- und englischsprachige Literatur. Dies ist angesichts der Bandbreite der zu behandelnden Länder in forschungspraktischer Hinsicht verständlich; Kennern der Materie bietet der Band deshalb aber leider wenig Neues. Dieses Ziel hat wohl auch nicht im Vordergrund gestanden; leider jedoch sind dadurch Lücken entstanden, die sich durch eine intensivere Einbeziehung der nationalen Diskussionen in der neueren Forschung hätten vermeiden lassen können.

Innerhalb der einzelnen Kapitel erfolgt eine für die knappe Länge des Bandes überraschende Vollzähligkeit der einflussreichsten aktuellen Debatten. Dazu gehört die Auseinandersetzung, die in Dänemark zwischen Vertretern der „Zusammenarbeitspolitik“, d. h. den Parteien der Koalition der nationalen Einheit einerseits und den Vertretern eines radikalen Bruches mit den Deutschen, den militanten Widerstandsgruppen also, andererseits über die eigene Vergangenheit als „Musterprotektorat“ während der ersten drei Kriegsjahre geführt worden ist. Diese Debatte hat das Selbstverständnis der Dänen in der Nachkriegszeit wesentlich beeinflusst und tut dies heute noch. Die lange gültige Mainstreamzählung, dass das ganze Land sich stets im Widerstand zu den Besatzern befand und die politische Zusammenarbeit nur zum Schutz der Entwicklung des Widerstandes gedient habe, ist durch verschiedene Akteure und Institutionen verfestigt, aber offensichtlich nicht wirklich perpetuiert worden. Die Autoren haben diesen Aspekt gelungen herausgearbeitet, hätten jedoch die zurzeit schwelenden Debatten stärker berücksichtigen können. Neben Platzmangel scheint sich hier die mangelnde Einarbeitung in die dänischsprachige Literatur bemerkbar zu machen. Artikel deutschsprachiger Printmedien sind dafür kein vollwertiger Ersatz.

Auch im Kapitel über Norwegen bieten Zägel und Steinweg zunächst eine fast

vollständige Auflistung der relevanten Debatten. Sie gehen hier sehr gut auf den deutlich sichtbaren Einfluss einer globalen Erinnerung und außenpolitischer Motive für geschichtspolitische Entscheidungen wie Opferentschädigungen ein. Die Debatten um die Entschädigungszahlungen an jüdische Opfer des nationalsozialistischen Verfolgungswahns sind augenscheinlich auch in Norwegen nicht nur durch eine Bewusstseinsänderung innerhalb, sondern auch durch Kritik außerhalb Norwegens beeinflusst worden. Es ist allerdings nicht klar, ob sich die Autoren aus dem Bewusstsein der mangelnden Breite des von ihnen verwendeten Materials heraus oder aus prinzipiellen Gründen einer Bewertung entziehen. Selbstverständlich ist es im Rahmen eines solchen Projektes schwierig, wertend zu schreiben, zumal wenn man nicht in die Gefahr geraten möchte, den moralischen Zeigefinger zu heben, was deutsche Autoren in geschichtspolitischen Debatten leider viel zu oft tun. Stattdessen jedoch Andere für sich sprechen zu lassen, ist wenig inspirierend.

Das Kapitel über Schweden überrascht durch seine sehr erhellende Zusammenfassung der komplexen Geschichte und Entwicklung des schwedischen Neutralitätsgedankens vor dem Hintergrund der Entwicklung des schwedischen Wohlfahrtsstaates und einer nordischen Verteidigungskonzeption. Diese verdeutlicht einmal mehr die Komplexität der gegen-

seitigen Verflechtungen im Ostseeraum und veranschaulicht die Notwendigkeit eines gegenseitigen Verstehens. Hier wird deutlich, welche Auswirkungen internationale Diskurse auf die Intensität geschichtspolitischer Debatten besitzen. Gut gelungen ist auch der Abschnitt, in dem es um die Einbettung der Neutralitätspolitik in die weitere Debatte um das *folkhem* sowie die Ausbreitung autoritärer Ideen und Gruppen in der Zwischenkriegszeit und während des Krieges geht. Die Mechanismen der Entstehung geschichtspolitischer Diskurse durch die Medien und die Anwendung zeitgenössischer Beurteilungen anstelle historisierender Maßstäbe werden anhand der einzelnen Debatten ebenfalls exemplarisch aufgezeigt. Wie am Beispiel Norwegens wird auch für Schweden der Einfluss einer „globalen“, außerhalb Schwedens stattfindenden Entwicklung des Gedächtnisses an den Massenmord an den europäischen Juden deutlich. Diskussionen wie die um das Raubgold in der Schweiz sind nach kurzer Zeit auch in Schweden geführt worden.

Ebenso hat das Kapitel über Finnland von dem Können der Autoren profitiert, komplexe Zusammenhänge aufzuschlüsseln. Wie im Falle Schwedens bekommt der Leser einen sehr guten Überblick über die schwierigen innenpolitischen Verhältnisse der Zwischenkriegszeit. Anschließend wird die schwierige Annäherung an die Kriegsvergangenheit im Spannungsver-

hältnis zur Sowjetunion in der Nachkriegszeit wirkungsvoll analysiert. Hierbei erleichtert die sinnvolle Aufteilung der Kapitel in eines über die Beurteilung des Krieges in der Nachkriegszeit und eines über die Haltung zum nationalsozialistischen Deutschland das Verständnis.

Alles in allem haben Jörg Zägel und Rainer Steinweg einen gut lesbaren Überblick über die Gedächtnislandschaften der nordischen Staaten geliefert, der Neueinsteigern in das Forschungsfeld und die Region besonders gefallen dürfte. Wenn mehr nicht beabsichtigt war, so kann man den Band als gelungen betrachten. Systematisch gesehen bleiben die Lücken aber zu groß für eine ausschließlich positive Beurteilung. Die Autoren haben leider auf ein Nachwort verzichtet. Auch hierdurch bleibt das Buch irgendwie unvollständig. Vielleicht hätten Zägel und Steinweg erwägen sollen, einen Sammelband mit Beiträgen jener Spezialisten herauszugeben, die sie hier nur beratend hinzugezogen hatten. Sie selbst, die zweifelsohne über ein großes Wissen auf dem Feld der Geschichtspolitik verfügen, hätten sich dann auf die Zusammenführung dieser Einzelbeiträge konzentrieren können, was dem Vergleich gut getan hätte. Es ist zu hoffen, dass ein solches Nachwort dann den zweiten, mit Spannung zu erwartenden Band beschließt.

*Clemens Maier (Berlin)*

David Feest: *Zwangskollektivierung im Baltikum. Die Sowjetisierung des estnischen Dorfes 1944–1953*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2007, 535 S. (= Beiträge zur Geschichte Osteuropas; 40).

Fragen einer gerechten Umverteilung des Agrarlandes sind, insbesondere in Regionen mit Großgrundbesitz, ein zentrales Thema der (europäischen) Geschichte im 20. Jahrhundert. In Nordost- und Ostmitteleuropa sind die Bodenreformen seit 1940 untrennbar verbunden mit Diskursen zur Legitimation sowjetischer Herrschaft. In Estland und in Lettland allerdings waren Bodenreformen bereits ein zentrales Element der Staatsgründungen am Ende des Ersten Weltkriegs, denn die weitgehende Enteignung der deutsch-baltischen Gutsbesitzer zählte zu den Eckpfeilern der neuen Staaten. Der estländische Fall ist aber auch im Kontext von Bodenreform und Kollektivierung innerhalb der Sowjetunion von Interesse, da die estländische Entwicklung einerseits erst mehr als ein Jahrzehnt später und andererseits mit der doppelten Okkupation durch die Sowjetmacht 1940–1941 und ab 1944 einsetzte. Insofern können sowohl die sowjetestnische Landwirtschaftspolitik als auch das Handeln der betroffenen dörflichen Bevölkerung der Länder hinsichtlich der Erfahrungen aus der früheren Kollektivierungspolitik analysiert werden.

Feests Studie gliedert sich in drei Teile: die sowjetische Eroberung des Dorfes, die Politisierung der Landwirtschaft und schließlich die Unterwerfung des Dorfes nach den Massendeportationen vom März 1949. Der Verfasser versucht zum einen, diese Vorgänge als Teil des Systems sowjetischer Herrschaft zu erfassen, und zum anderen nimmt er in weiten Passagen die Perspektive eines „Blicks von unten“ ein, der auf die Rekonstruktion der Handlungs- und Erwartungshorizonte der Bauern wie der lokalen Parteifunktionäre zielt. Dieses Vorgehen kann sich auf die zahlreichen biographischen Zeugnisse in Estland, aber ebenso auch auf die Parteiakten und die estnische Forschungsliteratur stützen.

Im ersten Teil schildert Feest zunächst die zweifache sowjetische Okkupation Estlands, dann die Einsetzung sowjetischer Kader in den Dörfern sowie die Bodenreform, die 1944 fast zeitgleich mit der Rückeroberung Estlands wiederaufgenommen wurde und so einen zentralen Stellenwert sowjetischer Politik einnahm. Zumindest in der ersten Zeit nach Kriegsende durchzog die Politik in Sowjetestland eine Spannung zwischen dem

Eingehen auf national-kulturelle Spezifika (*korenizacija*), für die der Erste Parteisekretär Nikolai Karotamm stand, und Kolonisierung, d. h. der Übernahme russisch-sowjetischer Elemente. In diesem Kontext spielten Sprachkenntnisse eine große Rolle: So verstanden Funktionäre aus Russland zumeist kein Estnisch, während estnische Bauern in der Regel kein Russisch verstanden. Zudem gab es erhebliche praktische Probleme, ein Netz kommunistischer Kader auf dem Land zu etablieren. Feest schildert dann detailliert den Verlauf der Bodenreform und arbeitet heraus, dass dafür weder ein sozialer noch ein ökonomischer Bedarf bestand. Da ein Großgrundbesitz bereits seit der Bodenreform nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr bestand, setzte die sowjetische Landwirtschaftspolitik eine relativ geringe Obergrenze von 30 ha an; nicht zuletzt dadurch sah sie sich, anders als etwa in Polen oder der ČSSR, größeren Begründungszwängen ausgesetzt. Außerdem stand den Bauern bereits die sowjetische Entwicklung vor Augen, sie hatten daher kaum Sympathien für eine Reform, die nur als Durchgangsstadium zur Kollektivierung der Landwirtschaft geplant war. Ein weiteres Problem stellten die seit der Bauernbefreiung des 19. Jahrhunderts weit verbreiteten Einzelhofsiedlungen dar, die eine Neuanlage bäuerlicher Wirtschaften und die Kollektivierung erschwerten. Zudem spielten, im Gegensatz zu Polen und der ČSSR, nationale Motive keine Rolle. Da-

her konnten die estnischen Kommunisten durch die Bodenreform ihre Machtbasis auf dem Lande nicht ausbauen. Stattdessen fanden sich teilweise zu wenig Interessenten für den neu zu verteilenden Boden. So wurde die Strafe für Kollaboration mit Nazideutschland zum bestimmenden Element der Umverteilung. Im Alltag fanden sich allerdings zahlreiche Wege zum Umgehen der Anordnungen, die dörfliche Gemeinschaft erwies sich vielfach stärker als Versuche einer Polarisierung von oben.

Der zweite Teil der Studie befasst sich mit den zentralen Entwicklungslinien der Landwirtschaft, mit der Neugründung von Institutionen zur Modernisierung der landwirtschaftlichen Produktion sowie mit der sowjetischen Übernahme des Genossenschaftswesens. Feest analysiert ausführlich die Produktionsbedingungen sowie die Steuer- und Abgabepolitik und hält fest, dass die aus der Sowjetunion importierten Modelle wie die Maschinen- und Traktorenstationen oder die Sovchosen schlecht funktionierten. Genossenschaften dagegen, die auf eine Tradition seit Anfang des 20. Jahrhunderts zurückblicken konnten, waren deutlich effektiver und wurden bis 1950 toleriert, dann jedoch aufgelöst.

Der dritte Teil schließlich befasst sich mit der Kollektivierung der Landwirtschaft seit 1947, den Massendeportationen im März 1949 und der anschließenden Massenkollektivierung. Die Kollektivierung verlief

zunächst durch die bereits erwähnten Aspekte außerordentlich schleppend. Ab Anfang 1948 setzte dann eine schärfere Politik ein, die auf „Umzingelung“ der „Kulaken“ zielte und damit vor allem Bauern, die größere Flächen bewirtschafteten, systematisch kriminalisierte. Ein Umschwung zum massenhaften Eintritt in Kolchosen setzte jedoch erst nach den Märzdeportationen ein, die für die drei baltischen Sowjetrepubliken gemeinsam von Moskau angeordnet und parallel durchgeführt wurden. Feest geht dabei der Frage nach, mit welchem Kalkül die Bestimmung von „Kulaken“ vorgenommen wurde. Ganz offensichtlich handelte es sich nicht um ziellosen Terror, denn die Verantwortlichen, unter ihnen Karotamm, waren von der Notwendigkeit der Deportationen überzeugt. Allerdings hatte Karotamm zuvor noch versucht, anstatt einer Deportation nach Sibirien eine innere Deportation in estnische Industriebetriebe durchzusetzen. Den Deportationen folgte wenig später eine Säuberungspolitik, die sich auch gegen die estländische kommunistische Führung richtete. Karotamm, seit 1944 Erster Parteisekretär, wurde im Zuge der „estnischen Affäre“ abgesetzt. Die Säuberung in Estland stand offensichtlich im Zusammenhang mit der Entmachtung Ždanovs in Leningrad 1949 und beendete

den „örtlichen Nationalismus“ der ersten kommunistischen Funktionäre.

David Feests Darstellung führt plastisch vor Augen, dass eine Beschäftigung mit der Geschichte sozialistischer Institutionen durchaus spannend und gewinnbringend sein kann, wenn sie kritisch auf ihre und die mit ihnen verbundenen Funktionen im Gesamtzusammenhang einer sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft hin analysiert werden. Anspruch und Wirklichkeit standen in einem nicht auflösbaren Spannungsverhältnis, das sich vor allem in den Quellen zur Einstellung der ländlichen Bevölkerung deutlich abzeichnet. Als Ausweg aus diesem Dilemma blieb nur die gewaltsame Durchsetzung der Kollektivierung der Landwirtschaft. Dieser Zusammenhang wird erst dadurch deutlich, dass Feest sich nicht von Perspektiven *ex post* leiten lässt, für die der Unrechtscharakter sowjetischer Politik im Vordergrund steht oder die eine essentialistische Sicht auf die Nationalitätenfrage entwerfen. Die Probleme, sowjetische Herrschaft in der baltischen Region zu etablieren, werden durch die sachliche Analyse deutlicher als durch klare Verteufelungen.

*Jörg Hackmann, (Greifswald/Chicago)*

Sven Radowitz: *Schweden und das „Dritte Reich“ 1939–1945. Die deutsch-schwedischen Beziehungen im Schatten des Zweiten Weltkrieges*. Hamburg: Reinhold Krämer Verlag 2005, 640 S. (= Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte; 34).

Diese historische Studie ist eine Dissertation, die ein differenziertes Bild der zwispältigen deutsch-schwedischen Beziehungen und der internationalen Rolle Schwedens während des Zweiten Weltkrieges zeichnet. Sie nimmt die viel kritisierte „Politik des Nachgebens“ gegenüber den politischen, militärischen, ökonomischen und transporttechnischen Forderungen des „Dritten Reichs“ unter die Lupe.

Der Autor behandelt die bilateralen Beziehungen in acht Kapiteln, zunächst die der Entwicklung des deutsch-schwedischen Verhältnisses bis Ende 1940, diskutiert dann Schwedens Verteidigungsbereitschaft 1939–1945, skizziert die deutsche Politik und Strategie gegenüber Schweden, behandelt sodann Schweden und den deutschen Angriff auf die Sowjetunion, legt gleich bleibende Bereiche schwedischer Politik angesichts des wachsenden Handlungsspielraums 1942 dar und diskutiert schließlich Schwedens Hinwendung zu den Alliierten 1942–1945. Besonderes Augenmerk legt der Verfasser auf die Innen- und Außen-, Militär- und Handelspolitik Schwedens in Bezug auf

die Handlungsperspektiven beider Länder.

Die wohlwollende Neutralität Schwedens als Thema der deutschen Forschung ist auch vor dem Hintergrund der Ergebnisse des schwedischen Forschungsprogramms *Sveriges förhållande till nazismen, Nazityskland och Förintelsen* (SveNaz) interessant. Dieses seit dem Jahr 2000 von der schwedischen Regierung geförderte Forschungsprogramm wird von dem Stockholmer Historiker Klas Åmark geleitet. Die Ergebnisse des Programms umfassen mittlerweile drei Publikationen: zwei aus dem Jahr 2003 – nämlich *Schweden und das nationalsozialistische Deutschland: eine annotierte Bibliographie der deutschsprachigen Forschungsliteratur* von Patrick Vonderau sowie Stig Ekmans und Klas Åmarks Studie *Sweden's relations with Nazism, Nazi Germany and the Holocaust A survey of research* – wie auch den vor kurzem erschienenen Band *Brunt!* von Heléne Lööv und Mattias Gardell. An sieben weiteren Teilprojekten wird zurzeit noch geforscht.

*Izabela Dahl (Berlin)*

Leena-Kaarina Williams: *Zur Konstruktion einer Region. Die Entstehung der Ostseekooperation zwischen 1988 und 1992*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2007, 262 S. (= Die Ostseeregion: Nördliche Dimensionen – Europäische Perspektiven; 7).

Mit einer Studie über die Entstehung der Ostseekooperation während ihrer „Grundlegungsperiode“ zwischen 1988 und 1992 hat Leena-Kaarina Williams ihre Dissertation vorgelegt. In der Untersuchung wird erstmals eine ausführliche Bestandsaufnahme der Ideen, politischen Konzepte und Institutionalisierungsprozesse erarbeitet, die der Entstehung der Ostseeregion zugrunde gelegen haben. Die Arbeit möchte einerseits eine Art „Wer, wann, wo, was und warum“ zwischen 1988 und 1992 liefern; andererseits versteht sie sich auch als Fallstudie eines exemplarischen transnationalen Regionalisierungsprozesses (S. 18). Mit diesem Anspruch ist sie eine der bislang wenigen Studien, die sich dezidiert den Prozessen des *region-building* widmen.

Mit Hilfe eines ausgefeilten und ausführlich begründeten theoretisch-methodischen Ansatzes nähert sich die Verfasserin ihrer Fragestellung. Als Analysematrix für die strukturellen und inhaltlichen Entwicklungen dient ihr dabei eine paradigmatische Unterscheidung zwischen den Formen des „neuen“ und denen des „alten“ Regionalismus.

Quellengrundlage der Arbeit bilden vor allem Aktenmaterial aus der Kieler Staatskanzlei und dem Landesarchiv Schleswig-Holstein, Zeitungsartikel aus der lokalen, überregionalen und internationalen Presse sowie Reden von Politikern und Interviews mit zeitgenössischen Akteuren. Ebenso wird der für die Konstruktion der Ostseeregion sehr wesentliche wissenschaftliche Diskurs einbezogen. Dass die Auswahl des Materials auf Deutsch-, Englisch- und Finnischsprachiges sowie Quellen in den skandinavischen Sprachen eingeschränkt wird, begründet Williams damit, dass die an der Konstruktion der Ostseeregion maßgeblich beteiligten Akteure in den westlichen Anrainerstaaten, d. h. in Deutschland – im Wesentlichen Schleswig-Holstein – und in den nordischen Ländern, zu finden seien.

In einem ersten Abschnitt werden zunächst die vor allem in Schleswig-Holstein und in den Wissenschaften – insbesondere der Friedensforschung – entwickelten Ideen hinter der Ostseekooperation untersucht. Anschließend rekonstruiert die Verfasserin exemplarisch die Institutionalisierung der

Zusammenarbeit in den Bereichen Kultur, Wirtschaft und Politik einerseits sowie die Gründung des Ostseerates 1992 andererseits. Im Ergebnis identifiziert sie zwei unterschiedliche Ansätze des *region-building*: Die erste Phase bis 1992 ist demnach von einem „postmodern-reformerischen“ Ansatz geprägt, der mit seinem *bottom-up* geleiteten post-souveränen, netzwerkorientierten Denken ein „Paradebeispiel“ des *New Regionalism* (S. 236) darstellt. Als Beispiele für diese mit einer Erweiterung des Akteursspektrums um nicht-staatliche Akteure, einer Offenheit gegenüber unterschiedlichen Ideen sowie einer Vielzahl von Organisationsformen und Institutionen – darunter vor allem Netzwerke – verbundene Herangehensweise werden die schleswig-holsteinischen Initiativen eines „Mare balticum“ bzw. der „Neuen Hanse“ sowie das von den nordeuropäischen Friedenswissenschaftlern vertretene Konzept eines „Networking North“ angeführt. Demgegenüber folge die „intergouvernemental-institutionelle“ Konstruktion, die 1992 mit der Gründung des

Ostseerates auf Initiative der Außenminister Genscher und Ellemann-Jensen hinzutrat, dem Muster des klassischen *top-down* gesteuerten (zwischen-)staatlichen Regionalismus. Die damit eingeleitete Änderung der *Region-building*-Strategie habe zwar eine Verschiebung von traditionell innenpolitischen hin zu außenpolitischen Kooperationsfeldern mit sich gebracht. Dennoch sei das „postmodern-reformerische“ Modell nicht einfach abgelöst worden. Vielmehr habe sich, so Williams, „aus dem bis heute bestehenden gemischten Modell ein System der verschiedenen Dynamiken [entwickelt], das durch sich z. T. überlappende regionale Tätigkeitsfelder das Spektrum der Aktivitäten erweitert und in seiner Entwicklung bereichert hat“ (S. 237). Diesem misst sie ein durchaus hohes Entwicklungs- und Wirkungspotenzial auch nach den EU-Erweiterungen seit Anfang der neunziger Jahre bei.

*Krister Hanne (Berlin)*

Klas Åmark: *Hundra år av välfärdspolitik. Välfärdsstatens framväxt i Norge och Sverige*. Umeå: Boréa 2005, 343 S.

Was als ein Ärgernis der älteren vergleichenden Sozialforschung benannt werden muss, ist – als Folge des vorherrschenden angelsächsischen Wissenschaftsparadigmas – die Vergleichen des „skandinavischen Modells“ mit vornehmlich englischen oder amerikanischen Fällen. Die (ja eigentlich sehr nahe liegende) Vergleichen des schwedischen mit dem deutschen System etwa kommt praktisch nicht vor, ist jedenfalls nicht Anliegen skandinavischer oder angelsächsischer Forschung.

Der vorliegende, vom Stockholmer Historiker Klas Åmark verfasste Band liefert nun aus skandinavischer Perspektive einen ersten Vergleich des *norwegischen* und *schwedischen* Wohlfahrtsstaates. Das einhundertjährige Jubiläum der Unionsauflösung von 1905 stellt den Kontext.

Was hier eingefahren wird, ist eine zehnjährige Forschungsarbeit, nicht zuletzt gemeinsamer skandinavischer Wohlfahrtsforschung. Klas Åmark schildert und analysiert in diesem Band in neun Kapiteln die Entstehungsgeschichten, den ideologischen Hintergrund, die Institutionen und die jeweiligen Besonderheiten des norwegischen und des schwedischen Wohl-

fahrtsstaates. Der Band scheint auch für den Gebrauch im akademischen Unterricht bestimmt zu sein, nicht nur weil hier differenziert die institutionellen Rahmenbedingungen ausgebreitet und die zeitlichen Implementationsprozesse analysiert werden, sondern auch, weil insbesondere dem theoretischen Raisonement viel Raum gegeben wird: Die zahlreichen Systematisierungsversuche zu unterschiedlichen „Wohlfahrtsmodellen“, die so bezeichnend für die skandinavische und die angelsächsische Sozialstaatsforschung geworden sind und die in Unkenntnis der skandinavischen Spezialitäten und der skandinavischen politischen Kulturen in der kontinentalen Forschung repetiert werden, unterzieht Åmark einer kritischen Diskussion und bietet Korrekturen an. Leitmotivisch zieht sich durch den Band eine an Olof Palme erinnernde, aber veränderte Maxime: „Politik heißt zu wählen, nicht zu wollen!“ Das resümiert skandinavische Politik insgesamt, nicht nur die Sozialpolitik: Die Politiker haben in der Regel solche Lösungen gesucht und gefunden, die *möglich* waren, und nicht solche, die sie (wie es Olof Palme verlangte) *wollten*.

*Bernd Henningsen (Berlin)*

Gunnela Björk: *Olof Palme och medierna*. Umeå: Boréa 2006, 364 S.

Gunnela Björk beschreibt in ihrer 2006 vorgelegten Monografie *Olof Palme och medierna* das Verhältnis des ehemaligen schwedischen Premierministers zu den Medien. Einerseits legt sie Palmes Mediengewohnheiten und Kontakte zu Journalisten dar. Andererseits geht sie darauf ein, wie er in den schwedischen Medien dargestellt wurde. Sie folgt dabei weitestgehend einem chronologischen Aufbau. In Schwerpunktkapiteln schildert Björk zudem die Organisation der Pressearbeit von *Sveriges socialdemokratiska arbetarepartiet* (SAP), Palme als Interviewpartner, sein Verhältnis zum Fernsehen oder die Genese des so genannten Harvard-Skandals.

In ihrer Darstellung folgt Björk der Theorie Kent Asps zur Medialisierung der Politik. Asp teilt die Verschiebung im Machtverhältnis zwischen Medien und Politik in Schweden in drei Stadien ein, die zeitlich parallel zu Palmes Wirkungszeit als Politiker liegen. Diese Verschiebung ging einher mit einer Ausdifferenzierung und Spezialisierung der Medien, die zugleich einen Bedeutungsverlust der parteigebundenen Presse mit sich führten. Björk sieht Palme dieser Etablierung der Medien als dritte Macht nicht passiv gegenüberstehend, sondern aktiv dazu beiträgend.

Die Verfasserin betrachtet Medien nicht als Resonanzkörper einer politischen Wirklichkeit, vielmehr untersucht sie deren Konstruktion von Wirklichkeit. So zeigt sie anhand zweier Dokumentarfilme über Palme im Wahlkampf, *Våran Olof!* (1973) und *Sista striden det är...* (1976), wie mit ähnlichen Bildern jeweils eine Sieger- und Verliererperspektive generiert wird. Dementsprechend spricht sie konsequent von den verschiedenen Narrationen (*berättelser*), die oft analog zur Einteilung in sozialdemokratische bzw. linke (*A-press*) und bürgerliche Medien (*B-press*) laufen.

Verschiedene Elemente der Narrationen erfuhren unterschiedliche Wertungen und Umdeutungen. So wurde vor allem in den bürgerlichen Medien anfangs das Bild eines machthungrigen Karrieristen gezeichnet, eines selbstgerechten und arroganten Jünglings, der im Schatten seines „Ziehvaters“ Tage Erlander als dessen „graue Eminenz“ die Medienlandschaft betrat. Der „Machthunger“ konnte andererseits auch positiv als Ehrgeiz und Engagement gedeutet werden.

Die „Kronprinzennarration“, die Palme zum Nachfolger Erlanders ausrief, war sehr früh und vor allem in der bürgerlichen Presse dominant. Im Zuge der Ver-

eidigung Palmes als konsultativer Staatsrat beim König 1963 wurde sie kombiniert mit der Narration des begnügten Familienvaters, des „neuen Mannes“, der sich um seine Kinder kümmert, des Antikommunisten und zugleich „Radikalen“, der die neuen Ideen zur Gleichberechtigung, Abtreibung oder Entwicklungshilfe vertritt. Nach Palmes Amtsantritt als Premierminister 1969 wurden diese Narrationen angepasst und teilweise revidiert. Hier war es vor allem das Bild des „radikalen“, jungen Mannes, das sich weder mit dem zunehmenden Alter noch mit der staatstragenden Rolle Palmes deckte. Dieses Bild wurde überlagert von politischen Narrationen, die mehr dem Amt entsprachen. So sollte Palme in eine Reihe gestellt werden mit Hjalmar Branting, Per Albin Hansson und eben Erlander. Hierzu wurde Palme in den Medien mit Zeitzeugen konfrontiert, die alle drei Parteivorsitzenden persönlich erlebt hatten.

Ein beständiger, wenn auch eher marginaler Einschlag vieler Narrationen waren

Gerüchte zur vermeintlichen Drogensucht Palmes oder dessen angebliche mentale Instabilität. Der hierfür etablierte Begriff des *Palmehasset* (*Palmehatet*) kam zwar erst in den achtziger Jahren auf, doch laut Björk lässt er sich weiter zurückverfolgen.

Die verschiedenen Narrationen über Palme wurden vor allem nach der verlorenen Wahl 1976 und der Wiederwahl 1982 verstärkt mit der Frage konfrontiert, wer Palme „eigentlich“ sei, und das Bild Palmes als Rätsel konstruiert. Die Zeitungsrubriken hierzu lauteten „Vem är Olof Palme?“ (Wer ist Olof Palme?) bzw. „Den okände Palme“ (Der unbekannte Palme).

Den Mord an Palme 1986 klammert Björk bewusst aus ihrer Darstellung aus, da der Fokus ihrer Abhandlung auf seinem Leben liegen soll. Die Genese der Narrationen über Palme nach dessen gewaltsamen Tod bleibt somit leider unberücksichtigt.

*Johannes Freund (Berlin)*

Cornelius Hasselblatt: *Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin / New York: Walter de Gruyter 2006, 869 S.

Cornelius Hasselblatt, Professor für Finnougrische Sprachen und Kulturen an der Rijksuniversiteit Groningen, ist einer der bedeutendsten zeitgenössischen Kenner der estnischen Literatur. Seine kürzlich erschienene und vor allem als Nachschlagewerk zu benutzende *Geschichte der estnischen Literatur* erhebt den Anspruch, eine Gesamtdarstellung der Literatur in estnischer Sprache zu geben, bei der sich „Lesbarkeit, Detailreichtum und Faktensicherheit“ (S. VII) die Waage halten.

Es handelt sich um die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung der estnischen Literatur, die annähernd einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Damit wird eine Lücke geschlossen, die wieder einmal bewusst macht, wie wenig literaturwissenschaftliche Forschung in Deutschland zu den „kleineren“ Nationalliteraturen Europas betrieben wird. Selbst in der Finnougristik spielt das Estnische – obwohl seit 2004 sogar Amtssprache der Europäischen Union – gegenüber dem Finnischen und Ungarischen noch immer eine untergeordnete Rolle.

Cornelius Hasselblatt hat sich in seinem Buch aus nachvollziehbaren Gründen auf

Literatur in estnischer Sprache konzentriert. Die Literaturen Estlands in anderen Sprachen (etwa die deutschbaltische Literatur) hat er aufgrund der Unschärfe zu anderen Nationalliteraturen bewusst ausgeklammert.

Er bettet die Fülle von Autoren und Werken, die er bespricht, in ihren jeweiligen politischen, kulturellen und literaturwissenschaftlichen Kontext ein. Nur durch die Kenntnis des Umfelds wird die Genese der estnischen Literatur überhaupt verständlich und nachvollziehbar. Prägnante, fast schon plakative Überschriften der Unterkapitel erleichtern es dem Leser, sich im Dickicht der Literaturgeschichte zurecht zu finden. Der Band ist daher auch für diejenigen gut lesbar, die bislang keinen Zugang zur estnischen Literatur gefunden haben. Erleichternd kommt hinzu, dass der Autor allen estnischen Werken eine Übersetzung des Buchtitels ins Deutsche beifügt.

Hasselblatt beginnt seine Darstellung mit der Frühzeit der estnischen Volksdichtung, die er für bis in die heutige Zeit prägend hält. Der Schwerpunkt liegt aber auf dem 19. und 20. Jahrhundert, als das

Estnische seit der Entstehung und Veröffentlichung des Nationalepos *Kalevipoeg* (1857–1861) bewusst zur Kultur- und Literatursprache entwickelt wurde. Den epochalen Autoren der estnischen Literatur wie Kristian Jaak Peterson, Friedrich Reinhold Kreutzwald, Lydia Koidula oder Jaan Kross sind jeweils eigene Unterkapitel gewidmet.

Die *Geschichte der estnischen Literatur* zeigt, wie vielschichtig und facettenreich die estnische Literatur der letzten 150 Jahre gewesen ist. Sie hat dabei in Europa keine Sonderentwicklung durchgemacht. Immer nahm das Land Anteil an den literaturgeschichtlichen Strömungen des Kontinents. Gerade aber die politische Geschichte Estlands wie die Auseinandersetzung mit der deutschbaltischen Oberschicht in der Zeit des nationalen Erwachens, die Phase der Russifizierung Ende des 19. Jahrhunderts, die estnische Selbständigkeit 1918, die nationalsozialistische und die sowjetische Besetzung Estlands mit den Deportationen nach Sibirien, die auf die Vernichtung der politischen und

intellektuellen Elite abzielten, das Leben im Exil oder die „Singende Revolution“ haben ihre literarischen Spuren in einem literarischen Reflexionsbewusstsein der Esten hinterlassen, das für das übrige Europa von Interesse ist.

Gleiches gilt positiv gewendet für die anscheinend ungebremsste Begeisterung des modernen Estland für die Möglichkeiten des Internets und der digitalisierten Welt im 21. Jahrhundert. Auch dieser Einfluss der jungen Internetgeneration auf neue, innovative Literaturformen wird von Haselblatt ausführlich dargestellt.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und eine Auflistung aller modernen Übersetzungen estnischer Literatur ins Deutsche (Monographien und Anthologien) runden die Literaturgeschichte im Anhang ab. Das ausführliche Register erleichtert das Auffinden einzelner Personen und Sachbegriffe.

*Carsten Wilms (Berlin)*

Inken Dose, Katrin Hecker und Ulrike Schulz (Hgg.): *Vorbildfunktion vs. Entsorgungspädagogik? Schulpolitik und Bildung in Skandinavien und Deutschland*. Berlin: EKF Wissenschaft 2007, 128 S.

Bildungspolitik rückt immer mehr in den Fokus. Spätestens seit der PISA-Studie wird den skandinavischen Ländern eine Vorbildfunktion zugesprochen. Das Kulturhaus Berlin hat in Zusammenarbeit mit dem Finnland-Institut in Deutschland, der Friedrich-Ebert-Stiftung und dem Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin auf einer Konferenz Skandinavien und Deutschland in puncto Bildung näher betrachtet. Der vorliegende Konferenzband bietet Einblicke in die Problematik.

Der erste Teil informiert über die Bildungs- und Schulsysteme Dänemarks, Finnlands, Norwegens und Schwedens; der zweite Teil beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten des Begriffs der Gleichheit, der auf Chancengleichheit im sozialen Bereich wie auf Geschlechter- oder Resultatsgleichheit abzielt. Daneben werden zukunftsorientierte Konzepte aufgezeigt, wie Schule sich im Zeitalter der Informationsgesellschaft entwickeln sollte.

Die Vielfalt der AutorInnen ermöglicht, die Thematik aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Neben Skandinavisten und Bildungspolitikern kommt auch eine Schülerin zu Wort. So unterschiedlich

die Autoren, so einheitlich die Meinungen: in Skandinavien ist vieles besser. Es wird mehr Wert auf Bildung gelegt, im sozialen, ökonomischen sowie im kulturellen Bereich. Nur wenige Zeilen werden Problemstellungen wie beginnender Segregation und fehlender sozialer Gleichheit gewidmet. Neben der Darstellung der Bildungssysteme wird immer wieder die Frage nach der Übernahme des skandinavischen Vorbilds auf Deutschland gestellt. Das reine Kopieren erscheint nicht als Erfolgskonzept, denn jedes System hat seine Hintergründe. In kurzen, teils historischen Abrissen werden diese für die einzelnen Länder dargestellt und es wird besonders die Haltung der jeweiligen Gesellschaften zum Lernen und zur Bildung als wichtiger Unterschied betont.

Als Einstieg in die Debatte zur Bildung bietet der Konferenzband viele und gut verständliche Informationen, die meist kurz gehaltenen Artikel geben gute Überblicke. Bei weiterem Interesse sind im Anhang noch zahlreiche Literatur- und auch Internettipps aufgelistet, die den Zugang zum Thema erleichtern.

*Friederike Kramer (Berlin)*

Norbert Götz, Jörg Hackmann und Jan Hecker-Stampehl (Hgg.): *Die Ordnung des Raums. Mentale Landkarten in der Ostseeregion*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2006, 424 S. (= Die Ostseeregion: Nördliche Dimensionen – Europäische Perspektiven; 6)

In letzter Zeit sind Raumkonzeptionen bevorzugter Gegenstand einer sich mehr und mehr als transnational verstehenden Geschichtswissenschaft geworden. Wie dieser Sammelband zeigt, hat der *spacial turn* längst die Ostseeregion erreicht, nicht zuletzt aufgrund der geopolitischen Veränderungen der neunziger Jahre. *Die Ordnung des Raums* will hier Ordnung schaffen, indem der Band „einen umfassenderen Zugang zu den Ordnungskriterien“ anvisiert, „die die Karten der Ostseeregion heute prägen“ (S. 22).

Nach einer Einleitung der Herausgeber mit allgemeinen Überlegungen zur „Karte im Kopf“ im Ostseeraum bietet Hans-Dietrich Schultz einen Überblick über diverse Konzeptionen des europäischen Nordens als Subregion in der eigentlichen Fachwissenschaft des Raums, der Geographie. „Räume sind nicht, Räume werden gemacht“ (S. 59), ist hierbei sein Credo, das freilich als Motto des Bandes insgesamt geeignet wäre. In Bezug auf die Zeit nach dem Ende der Ost-West-Teilung des Ostseeraums untersucht Hilde Dominique Engelen die „Konstruktion der Ostseeregion“, wobei sie sich auf die

kognitiven Landkarten der verschiedenen Akteure, die an diesem Prozess nach 1991 beteiligt waren, konzentriert.

Bernd Henningsen geht es in seinem Beitrag zur schwedischen Vermessung des Nordens durch Vater und Sohn Rudbeck im 17. Jahrhundert um die Wurzeln des „nordischen“ Selbstbildes am Beispiel der Großmacht Schweden. Norbert Götz bestätigt Henningsens Befund indirekt mit der These, dass der „Norden“ als Einheit höchstens im Selbstbild seiner Bewohner zu fassen sei. Jan Hecker-Stampehl diskutiert Finnlands Bezug zum „Norden“ – pointiert formuliert: Ist es „nordisch“ oder „schwedisch“? Im Mittelpunkt von Wolfgang Behschnitts Beitrag zur skandinavischen Gegenwartsliteratur stehen literarische kognitive Karten als Metaphern für die „Identität des Subjekts in der modernen Gesellschaft“.

Jörg Hackmanns Überlegungen zu den baltischen Nationen und der „Renaissance der Ostseeregion“ fügen weitere mögliche Analyserahmen hinzu. Seine Diskussion historiographischer und staatlicher Perspektiven auf die Region mündet in die

These, dass die (ost-)baltische Region bzw. ein erweitertes Nordosteuropa als „regionsbildender Kern für den Ostseeraum“ (S. 223) betrachtet werden könne. Demgegenüber beschäftigt sich Stefan Troebst mit dem Meer auf den kognitiven Karten der Gesellschaften Ostmitteleuropas, vor allem Polens. Matthias Müller wiederum führt uns weg von geopolitischen Raumkonzepten zu *dem* vermeintlichen Symbol des Ostseeraums: der Backsteinkirche.

Zwei weitere Beiträge befassen sich mit der Zeit des Kalten Krieges: Axel Krohn untersucht die Geschichte der geteilten See primär unter sicherheitspolitischen Aspekten und stellt fest, dass die Debatten um eine atomwaffenfreie Zone im Ostseeraum, dem sowjetischen „Meer des Friedens“, eine „skandinavische anti-nukleare Identität“ (S. 358) geschaffen hätten. Außenpolitisch angelegt ist Alexander Muschicks Artikel über die deutsch-deutsche Systemkonkurrenz im Sport; Muschick zeigt, dass die Einstellung der „Rostocker

Ostseewoche“ im Jahre 1975 eine logische Folge von Willy Brandts Neuer Ostpolitik gewesen sei. Abschließend bietet Frank Möller Einblicke in die Problematik regionaler Sicherheit in den baltischen Staaten, welche vor ihrem Beitritt zur NATO stets auf die Unmöglichkeit separater Sicherheitskonzeptionen hingewiesen hatten. Allerdings erwiesen sich letztere erst heute, in Zeiten verstärkter Konfrontation mit Russland, als zunehmend unreal.

Fazit: Räume werden zwar tatsächlich (vor allem sprachlich) „gemacht“, doch bastelt sich dabei (fast) jeder Akteur seinen eigenen und manifestiert damit die „Unordnung des Raums“ nur noch mehr. Dies gilt auch für die durchaus verschiedenen Herangehensweisen und Begrifflichkeiten der Autoren in diesem Band. Als gleichwohl unscharfe Ordnungskategorie bleibt der Raum aber weiterhin für die Forschung interessant.

*Karsten Brüggemann (Hamburg/Lüneburg)*